

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union

II. Jahrg.

Düsseldorf, August 1922

Heft 5

Ausstellung von Halbjahrsprobearbeiten in den Lehrwerkstätten

in der Werksschule und Industrieschule der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, Abt. Schalke — Mai 1922.

Pünktlich nach sechs Monaten fand die lehrplanmäßige zweite Halbjahrsausstellung von Probearbeiten aus Werkstatt und Schule unserer Lehrlinge sowie von Handarbeiten und Kleidungsstücken der Mädchen-Industrieschule am 13. und 14. Mai in einer dreigeteilten Veranstaltung ihren Verlauf, die in den weitesten Kreisen der Öffentlichkeit Anerkennung und Aufsehen hervorrief. Sie übertraf die vor einem halben Jahre abgehaltene Ausstellung bei weitem an Ausdehnung und Qualität des Dargebotenen sowie auch an Organisation und Besucherzahl.

Mehrere tausend Menschen waren gern der Einladung in die mit Maiengrün frisch geschmückten Ausstellungsräume gefolgt. Eltern und Geschwister unserer Jungen und Mädchen, Herren der Direktion der Hochöfen und Gießerei, die Arbeiter und Angestellten des Werkes, Vertreter der Stadtverwaltung mit den Herren Oberbürgermeister v. Wedelstädt und Regierungsrat Kornemann an der Spitze, die Städtische Gewerbeschule, Volksschulbehörden, Vertreter auswärtiger Werke, die „Union“ in Dortmund und die „Henrichshütte“ in Hattingen, sie alle folgten mit größtem Interesse und freudig überrascht den Darbietungen von der Bühne und vom Pult, in der Werkstatt und in der Schule. Und jeder, der unseren 300 Lehrlingen und 200 jungen Mädchen bei ihren Probebestücken in die blanken Augensterne sehen konnte, wer die graphischen Darstellungen über die Besucherzahl unserer technischen und sprachlichen Weiterbildungskurse für ältere Arbeiter durchdachte und deren Leistungen bemerkte, nahm die Überzeugung mit heim in seinen Wirkungskreis, daß die Werksverwaltung der Abt. Schalke systematisch strebt, nach

wohlgedachter Methode in Praxis und Schule einen erstklassigen, höchst wertvollen Nachwuchs zu erziehen, der Qualitätswaren als Qualitätsmensch erzeugt, sich selbst, unserem armen Volke und der ganzen Welt zum Heil und Segen.

Die einleitende Ausstellungsfeier spielte sich im großen Saale des evang. Gemeindehauses Gelsenkirchen-Hüllen am Samstagabend vor einer dichtgedrängten Festversammlung ab. Das reichhaltige Programm zeigte offenbar, wie die der Abteilung anvertraute Jugend außerhalb der Schul- und Werkstattstunden sich bildet in Orchestermusik und Solovorträgen, in gemeinschaftlichen Liedern von Heimat und froher Wanderfahrt, in Theater-, Gesang- und Quartettabteilungen, beim anmutigen Spiel und Reigen oder im straffen Geräteturnen. Im Mittelpunkt stand die Rede des Leiters der Lehrwerkstätten, der zunächst die Gäste von nah und fern mit einem herzlichen Glückauf willkommen hieß. Er stellte dann mit eindruckstarken Worten die Arbeit der Lehrwerkstätten unter vier Gesichtspunkte:

1. sollen die Werkstätten den industriellen Nachwuchs zu hochwertigen Qualitätsarbeitern heranbilden, die der Arbeiterschaft der ganzen Welt an Können und Wissen weit überlegen sind;

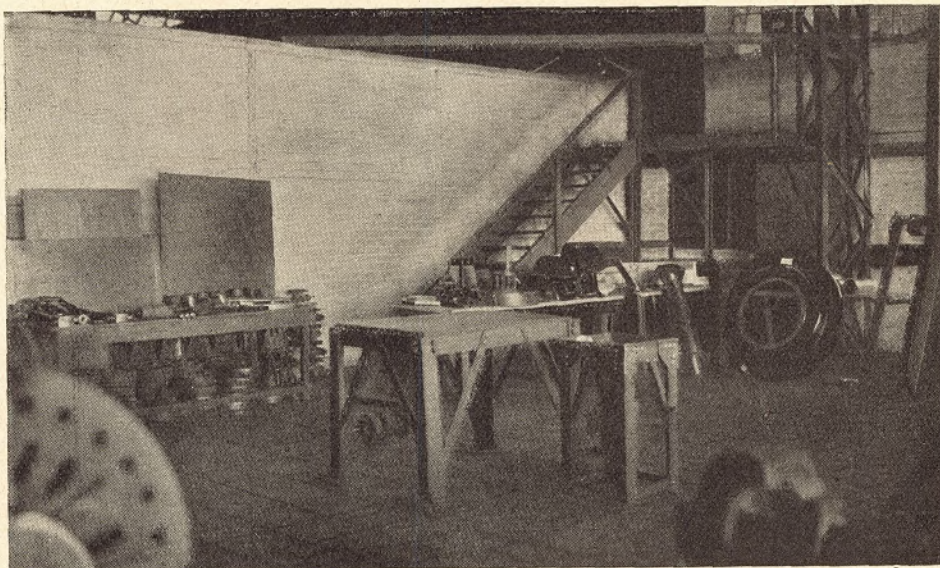
2. sollen sie aus dem Gedanken heraus: „Arbeit ist Lebenszweck!“ die Arbeitsfreudigkeit schon bei der Jugend heben und fördern;

3. soll die Jugend herauswachsen aus dem Gefühl, „nur Arbeiter“ zu sein, sondern lernen, sich als ein wichtiges Rädchen in der Struktur unseres deutschen Wirtschaftslebens zu fühlen; und

4. soll die Jugend durch einen frischen, fröhlichen, kameradschaftlichen



Großer Hörsaal der Werkschule

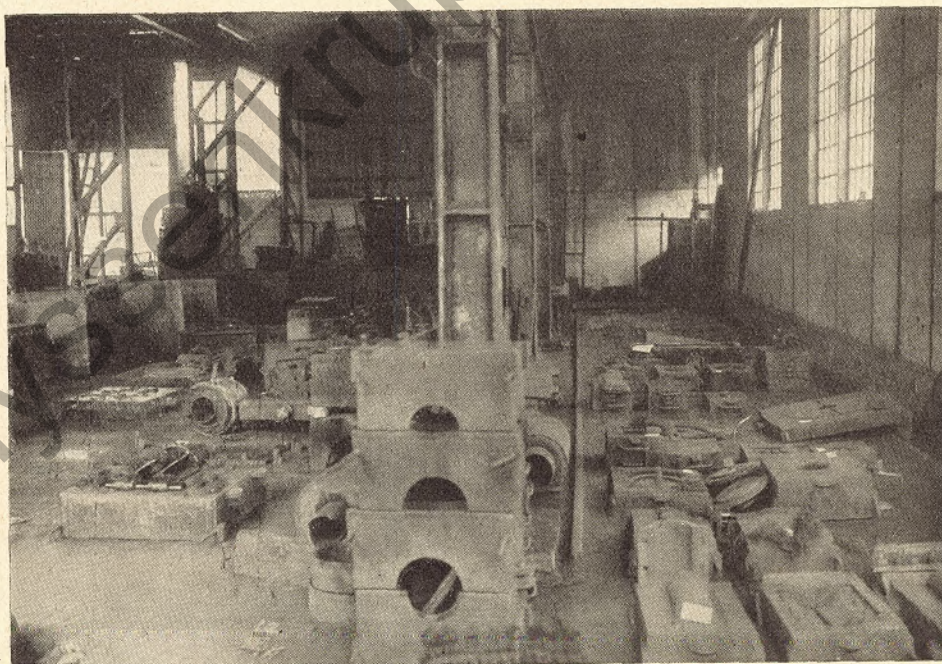


Ausstellung der Lehrlingschlosserei

Geist als freudige Staatsbürger erzogen werden zu gemeinsamer Arbeit für das Vaterland.

Mit der Bitte an die Werksverwaltung, sich auch fernerhin der Lehrlingsfrage so warm anzunehmen wie bisher, dem Wunsch an die Eltern, die Schulleitung in ihrem Streben verständnisvoll zu unterstützen und der Aufforderung an die Jugend, an ihrem Teile unermüdlich beizutragen, damit das gesteckte Ziel erreicht werde, schloß der Leiter seine tiefgründigen Ausführungen.

Bezeichnend für den in den Werkstätten herrschenden Geist waren die schlichten Worte eines älteren Schülers, der im Namen sämtlicher Lehrlinge erklärte, daß sie sich wie zu Hause in den Werkstätten fühlten und dafür Anerkennung der Werksleitung und Dank dem Leiter schuldeten. Ihr aller Wunsch aber sei es, dieses herzliche Zusammenarbeiten mit Lehrern, Meistern und Vorarbeitern immer zu erhalten und schöner zu gestalten.



Ausstellung der Lehrformerei

Die eigentliche Ausstellung wurde am Sonntagmorgen im großen Hörsaal an der Richardstraße eröffnet. Sie umfaßte fünf übersichtlich geordnete Abteilungen.

1. Halbjährlich werden zum 1. April und 1. Oktober aus einem Überangebot von etwa 400 Jungen rund 30 Former, 30 Maschinenbauer und 3 bis 4 Schreiner auf Grund einer Prüfung ausgewählt und als Lehrlinge eingestellt. Die Abteilung für psychotechnische Eignungsprüfungen zeigte zunächst die Fragebogen, die ausgefüllt dem Leiter schon wichtige Aufschlüsse geben über den Entwicklungsgang des Bewerbers. Die eigentliche Prüfung umfaßt dann folgende Gebiete:

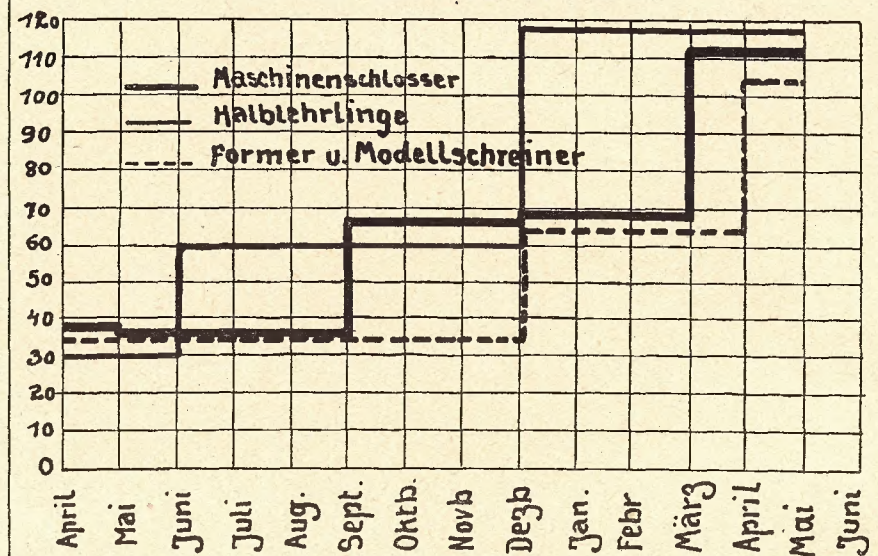
- a) Vorstellung (Aufassungsvermögen, Erkennen wesentlicher Unterschiede, Vorstellungen von Bewegungen, Raumanschauung);
- b) Gedächtnis (für sinnvolle Worte, für Zahlen, Figuren und Gegenstände);
- c) Aufmerksamkeit (Durchstreichversuche, Reaktionsfähigkeit);
- d) Sinnestüchtigkeit (Zielsicherheit der Hand, Geschicklichkeit der Hand, Zusammenarbeiten beider Hände, Augenmaß);
- e) Technisches Verständnis (Erklärung der Arbeitsvorgänge an abgebildeten Maschinen);
- f) Aufsatz, Rechnen und Zeichnen;
- g) Persönlicher Eindruck des Jungen während der Prüfung an mehreren Tagen.

Aus all diesen Prüfungsgebieten waren Fragebogen, Materialien, Drahtbiegebogen, Hammer Schlagproben, Zweihandprüfer (wie der Kreuzsupport einer Drehbank), Reaktionsanordnung auf optische, akustische und taktile Reize ausgelegt.

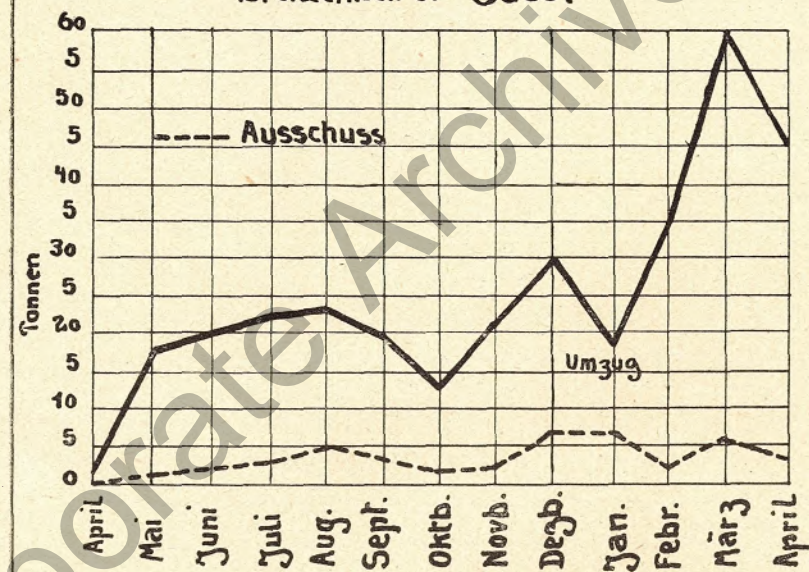
2. In der Abteilung für Werkchularbeiten wurde an der einen Seite der Zeichenlehrgang der Maschinenbauer entwickelt von der einfachsten Aufrißprojektion ausgehend, auf der anderen Seite lagen die Fachkundehefte mit Skizzen und Notizen vom Hochofen, Puddelofen, Konverter, Siemens-Martin-Ofen, Kupelofen usw. aus. Die bürgerkundlichen Mappen zeigten Adressen, Briefe, Meldungen, Formulare und sonstige schriftliche Arbeiten sauber im Schnellhefter nach einem Inhaltsverzeichnis geordnet.

3. Die Abteilung Lehrmittel hatte eine schöne Zusammenstellung von Landkarten, technologischen Tafeln und Zeichen-

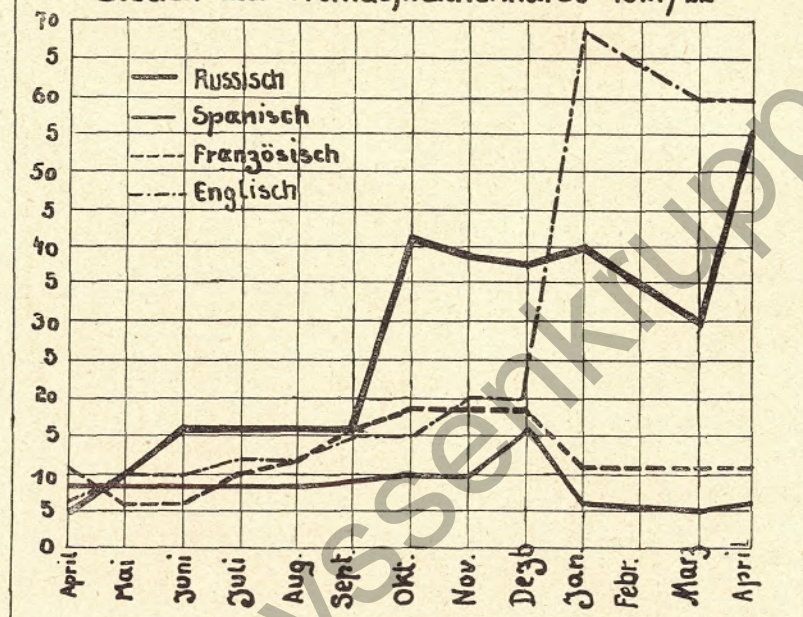
Besuch der Werkschule.



Brauchbarer Guss.



Besuch der Fremdsprachenkurse 1921/22



Produktion in Mark

Schlosserei, Dreherei u. Schmiede

Septb.	Oktb.	Novb.	Dezb.	Jan.	Febr.	März
24143	30336	93319	115540	137458	185158	180119

modellen ausgestellt; letztere waren zum Teil Gesellenstücke in Materialausführung und Holzmodelle aus der eigenen Modellschreinerei. Am Projektionsapparat wurden die eigenen Lehrfilme sowie das Projizieren von Lichtbildern und das Episkopieren von undurchsichtigen Gegenständen gezeigt.

4. Graphische Darstellungen über die Entwicklung der technischen und sprachlichen Weiterbildungskurse gaben im Verein mit den ausgestellten, zum Teil farbigen Konstruktionszeichnungen ein eindeutiges Bild über diese jüngsten, zukunftsreichen Bestrebungen der Werksschule.

5. Einen besonders schönen und starken Anziehungspunkt für die weiblichen Besucher bildete die in einem Nebenraum aufgebaute Ausstellung von Erzeugnissen der Mädchen-Industrieschule. Jede Klasse hatte hier auf besonderen Tischen eine Musterkollektion ihrer Arbeiten in geschmackvoller

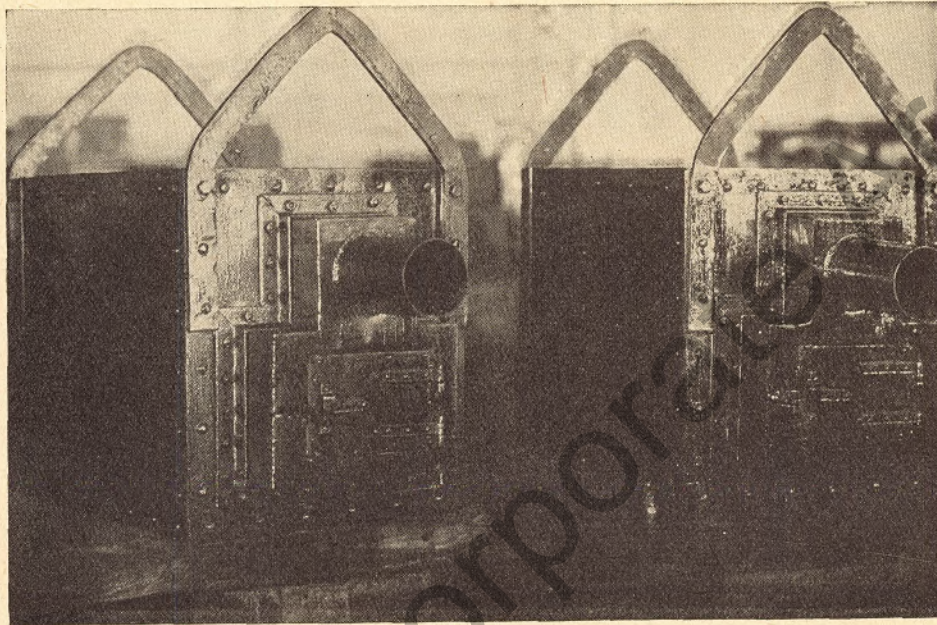
Aufmachung zur Schau gestellt. Von der einfachsten Handnäherei bis zum fertigen — oft aus schon gebrauchten Stoffen hergestellten — Kostüm, waren alle Handfertigungsarbeiten vertreten. Die begeisterte Anerkennung, welche die zum Teil auch selbst entworfenen Arbeiten bei den Besuchern fanden, ließen keinen Zweifel darüber, daß in unserer Industrieschule neuerdings Mustergültiges geleistet wird.

Nach dem Rundgang durch den blumengeschmückten Hörsaal stellte sich das unermüdlich spielende Lehrlingsorchester an die Spitze der vielhundertköpfigen, wogenden Menschenmenge und geleitete sie an den Hochöfen vorbei in die Lehrwerkstätten. Dort wurden in den mechanischen Werkstätten 1. Schlosser- und Dreherarbeiten, 2. Gesellenstücke und 3. Modellschreinerarbeiten und in der Formerei 1. Formen und 2. fertige Gußstücke gezeigt. Manche Arbeitsstücke

waren durch ein Anerkennungsdiplom oder sogar durch einen Preis ausgezeichnet. Nirgends sah man auf den frisch aufpolierten, mit grünen Zweigen lieblich geschmückten Werkzeugmaschinen, Schraubstöcken und Formkästen Paradestücke — dazu haben die Lehrwerkstätten keine Zeit —, sondern überall nur erstklassige Erzeugnisse der praktischen, lehrmäßigen Arbeit.

Den Lehrwerkstätten wurde für ihre hervorragenden Leistungen von allen Besuchern größte Anerkennung gezollt.

Inzwischen war es längst Mittag geworden. Die Eltern sammelten sich um ihre Jungen, die Helden des Tages. Mutter und Schwester versuchten noch einmal an Hand der Erklärungen, die ihnen ihr Junge gab, die Herstellung einer Form für den größten Überschieber zu verstehen. Langsam leerten sich die Hallen. Hier und da klampfte noch eine



Form-Trockenapparate für die Lehrformerei, hergestellt in der Lehrlings-Schlosserei

einsame Gitarre einige Akkorde, blinkte irgendein weißes Kleid zwischen Roheisenblöcken und Gasleitungsrohren. Dann glitt tastend über Modell und Form und Abguß, über das blanke Gewinde der Messingspindel der Sonnenstrahl des Maiensonnentags, daß sie wie Gold erglänzten, die Stätten der Arbeit. In diesem Schimmer zitterten sie leise. Irgendwo stampften doch ungeahnte Kräfte in ihren Fesseln.

Und als am Montag früh die neue Arbeitswoche heraufdämmerte, standen unsere Lehrlinge im frisch duftenden Arbeitskittel in ihren Werkstätten, und Feile, Hammer und Stahl sangen wieder das hohe Lied von der Arbeit. Und doch war es mir, als glänzte von allen jungen Stirnen ein frohes Leuchten, wie es immer bei Menschen ist, die ihr volles Können für ein größtes Ziel einsetzen und glücklich darüber sind. D.

Der „Zukunftsstaat“ in der Vergangenheit.

Von stud. rer. pol. A. Hans Steinbach, Düsseldorf.

Von Anfang der Geschichte der Menschheit bis auf die heutige Zeit, überall begegnet man dem großen Sehnen der Menschen nach Befreiung aus den Nöten des irdischen Lebens; nach einem besseren Zustande der Lebensführung, nach vorteilhafteren Lebensbedingungen.

Stets noch fragte die Menschheit: Warum all die Plage, die Arbeit, die Not —? Und tröstet sich mit dem Gedanken an ein besseres Leben nach dem Tode, an ein schöneres Leben im Jenseits. — Legenden und Märchen singen und erzählen davon, Religionen spiegeln diesen Gedanken in tausend Farben wider.

Er lebt im Ahnenkult der Chinesen, im Osirisglauben der alten Ägypter, im Gilgameschlied der Babylonier, im Nirwana der Indier, im Paradies, in Walhalla, in den ewigen Jagdgründen der Indianer.

Nicht nur die Toten, nein auch die Lebenden schon hier auf Erden können Anteil haben an das seligere, glücklichere, schönere Leben, aber erst dann, „... wenn die Zeit erfüllt sein wird ...“ Durch die Jahrtausende rankt der Glaube an die Errichtung des Tausendjährigen Reiches.

Und immer, immer wieder sinnt die Menschheit nach neuen Mitteln und neuen Maßnahmen, dies Sehnen nach Glück und Harmonie zu befriedigen.

So wächst aus kleinen Anfängen, oft nur von einer Person oder wenigen empfunden und durchdacht, die mannigfaltige Lehre von der neuen Gesellschaftsform, findet Anhänger, — wird verworfen, — gerät ins Vergessen der Zeitgenossen, — bis eine neue Epoche sie auf ihrem Schild trägt, ihr Ausdruck und Gestaltung verleiht.

Im folgenden sollen die hauptsächlichsten Vertreter, die bedeutenderen Gruppen dieser Lehre dargestellt werden.

Uranfänge.

Die Lehre vom Zukunftsstaat ist nicht, wie so viele annehmen, neueren Datums. Der so oft zitierte arabische Wesir Ben Alkiba könnte auch hier sagen: „Es ist alles schon dagewesen.“

Eine primitive Stufe des Kommunismus finden wir schon zu Zeiten des Armenischen. Der einzelne war auf den anderen angewiesen. Dem Wüten entfesselter Elemente, dem Einbrechen wilder Tiere konnte er nicht allein widerstehen. Allein konnte er nicht an die Jagd denken, nicht an die Versorgung mit Lebensmitteln. Und — obwohl nähere Angaben fehlen — war das Weib, die Frau, nicht im Besitz des einzelnen, sondern gemeinsam. Der Selbsterhaltungstrieb zwang zum Zusammenschluß, zur gemeinsamen Arbeit.

Noch heute finden wir bei den Polynesiern, Mikronesiern und anderen Völkerstämmen ähnliche Einrichtungen der allgemeinen Beschaffung und Versorgung mit Lebensmitteln.

So zum Beispiel wird der Fischfang gemeinsam betrieben. Bestimmte Wochentage sind ihm gewidmet, und keiner darf sich ausschließen.

Zu Zeiten der alten Israeliten bildete sich ein besonderer Orden, „die Essäer“, — Leute starker religiöser Hingabe und Askese fähig, die, meistens Handwerker oder kleinere Bauern, dem irdischen Besitz entsagten, alles mit ihren Genossen teilten und freudig, aus religiöser Überzeugung, arbeiteten. Alles, um ein besonders gottgefälliges Werk zu verrichten, um ein sittenreines Leben zu führen.

Antike.

Aus der Blütezeit Athens, etwa um 400 v. Chr., stammen die ersten kommunistischen Gedanken und Theorien der Antike, die bis auf unsere Tage durch Plato und Aristophan zum unvergänglichen Wert gestempelt sind. Plato tief durchdrungen von sittlichem Ernst und philosophisch geschult, sich mit den höchsten Dingen zu beschäftigen und ihnen nachzuspüren. Aristophan voller Schalk und schneidender Ironie, seinem Volk den Spiegel der geistreichen Komödie zeigend.

Gehoben durch völlige Demokratie stand Athen, wenn

auch der Niederlage durch Sparta nahe, noch auf der Höhe seiner Macht. Die Volksversammlung leitete das Wohl und Wehe des Staates, die innere wie die äußere Politik. Die großen öffentlichen Bauten gaben jedem Mann Verdienst und Nahrung. Die Vasallenstaaten ermöglichten durch ihren Tribut ihre Herstellung und den Volksreichtum.

Aristophan, wohl angeregt durch die kommunistischen Ideen, welche im Umlauf waren, auch wohl durch Kunde, die man von einigen Barbarenvölkern hatte, welche ihnen praktisch nachkamen, schildert uns in seiner „Weibervolksversammlung“, wie Athen allein durch die Frauen regiert werden könne.

In dieser witzigen, oft derben Komödie läßt er die Frauen durch eine List die Staatsgewalt Athens erreichen und ihre Anführerin und Sprecherin Praxagora, die Frau des Plepuros, folgendermaßen ihre Staatsideale ausführen:

„Alles wird zukünftig Gemeingut sein, und allen wird alles gehören, sich ernähren wird einer wie alle fortan, nicht Reiche mehr gibt es noch Arme. Nicht besitzen wird der viel Fucharte Lands und jener kein Plätzchen zum Grabe. Nicht Sklaven in Meng' wird halten der ein und der andere nicht einen Bedienten.“

Nein, allen und jedem gemeinsam sei gleichmäßig in allem das Leben.“

Und weiter führt sie aus:

„... nun seht, zuvörderst erklär' ich die Acker für Gemeingut aller, auch Silber und Gold und was der einzelne sein nennt! Wenn also die Güter vereinigt, sind wir es, die Frauen, die Euch nähren und pflegen ...“

„... aus Mangel wird nie mehr ein Mensch sich vergehen, denn alles ist Gemeingut aller, Brot, Kuchen, Gewänder, gepökeltes Fleisch, Wein, Erbsen und Linsen und Kränze ...“

Auch erklärt sie — als Frau — „... denn die Weiber werden Gemeingut sein ...“ — die Vielweiberei.

Wie ist es nun hier mit der Arbeitsenergie bestellt? Auch daran denkt Aristophan, und so läßt er Plepuros, ihren Mann, sie fragen: „... doch sagt, wer besorgt denn den Ackerbau ...?“

Plepuros fragt nur nach dem Ackerbau, nicht nach dem Handel, nach Gewerbe, nach der auf Gelderwerb hinielenden Arbeit, welche nach dem Sinne des damaligen Zeitalters eines freigeborenen Mannes unwürdige Geschäfte waren, und welche die Sklaven besorgten. Der Ackerbau galt als Ausnahme und besonders der Heeresdienst.

Hierauf antwortet ihm Praxagora: „... das Gesind'!“ Also die Sklaven, die Unfreien sollten die Arbeit leisten. Deren Arbeitsenergie konnte man gegebenenfalls aufhelfen. Als Strafe für Stehlen, Raufen, Mißhandeln sieht sie die Entziehung des Essens vor: „... und den straft man durch Essen ...“ Auch stehlen wird keiner mehr: „... da alles gemeinsam Eigentum ...“

Plato lebte etwa 350 v. Chr. und entwickelt in seinem großen Dialogwerk „Vom Staate“ sein Staatsideal. In seiner anderen Schrift „Von den Gesetzen“ hängt er seine Ideale etwas tiefer und paßt ihnen die Forderungen des materiellen Lebens mehr an.

Er schildert uns den Staat, in dem weniger Politik die Hauptrolle spielt denn die Ethik, die Lehre von den

sittlichen Pflichten des einzelnen. Die Hauptaufgabe des Staates besteht darin, die Menschen zum sittlichen Leben anzuhalten, in der Erziehung des Menschen zum wahrhaften Staatsbürger, der für den Staat sein Leztes gibt...

In ihm preist er die Gerechtigkeit als höchste Tugend des Bürgers. Jene „Gerechtigkeit“, welche sich ausdrückt in der Ehrlichkeit, Rechtsbeschaffenheit, Zuverlässigkeit des Staatsbürgers, indem er sich willig den Anordnungen des Staates unterwirft, in ihm aufgeht, in ihm die Bedingungen für ein menschenwürdiges Leben sieht.

In diesem Sinne ist auch bei ihm die Energie zur Arbeit aufzufassen. Sämtliche Bürger werden durch diese, von frühester Jugend anerzogene und eingepflegte Tugend den ihnen zugewiesenen Arbeiten nicht aus dem Wege gehen, nicht nachlässig beim Arbeiten sein, sondern, da es das Wohl des Ganzen, des Staates, die „Gerechtigkeit“ es fordert, die verlangten Dienste so verrichten, wie es in der Ordnung ist. Wie es im 4. Buche bei Plato heißt: „... die Gerechtigkeit sei, daß jeder das Eigene und Seinige hat und tut...“ Weiter sagt er, daß jeder Bürger seinem ihm von Natur bestimmten Berufe zugeführt werden müsse. Er teilt drei Klassen ein: die herrschende Klasse, die Kriegerklasse und die produktive, die Tagelöhner und Sklaven, die jedoch im Gegensatz zu den zwei ersten Klassen weniger begünstigt werden. Auch ist die Versetzung aus den zwei ersten Klassen in die dritte eine Strafe für feiges Benehmen im Kriege.

Die Frau ist gemeinsam und in ihren Rechten dem Manne gleichgestellt. Der wissenschaftliche Unterricht soll ihr ebenfogut zuteil werden wie dem Manne.

Die Kinder werden in staatlichen Anstalten erzogen. Über das Ganze wacht ein Führer, welcher philosophisch und wissenschaftlich so gebildet ist, daß er die Tugend der Gerechtigkeit im höchsten Maße besitzt. Das Heil des Staates hängt von der Herrschaft des Philosophen ab. So sagt er im 5. Buche:

„Wenn nicht entweder die Philosophen Könige werden in den Staaten, oder die jetzt sogenannten Könige und Gewaltherrscher sich aufrichtig und gründlich mit Philosophie befassen...“

Einesteils um seinen Mitbürgern den Begriff der von ihm als höchste Tugend gepriesenen Gerechtigkeit klarzumachen, andernteils aber auch, um ihnen das Ideal eines Staates zu zeigen, wie er nach seiner Meinung sein müßte, führt er dieses Beispiel des Staates an.

Jedoch äußert er sich am Schlusse des 9. Buches sehr skeptisch über das Realisieren seiner Theorien. Er antwortet seinem Bruder Glaukon auf dessen Frage, wo denn dieser Staat sein könne: „...denn auf Erden findet er sich, glaub' ich, nirgends...“ mit den Worten: „Aber im Himmel ist er vielleicht als Muster hingestellt für den, der ihn anschauen und gemäß dem Erschauten sein eigenes Innere gestalten will...“

Aus dem alten Rom besitzen wir keine Zeugnisse kommunistischer Gedanken und Theorien. Dem seebeherrschenden Handelsgeist der Römer, ihrem praktischen Erwerbsinn lagen solche geistigen Spekulationen nicht. — Lieber beschäftigten sie sich mit rechtlichen Fragen in corpus juris civilis oder mit der Bedeutung von Landwirtschaft, Handel und Handwerk.

Christentum.

Christus brachte der Menschheit das hohe Lied der werktätigen, barmherzigen Liebe, brachte ihr mit dem Satz: „Wir sind alle Kinder unseres Vaters...“ die Gleichheit der Menschen dem Schöpfer gegenüber. Zeigte ihr die brüderliche Liebe des einen zum andern.

Der Kommunismus in den urchristlichen Gemeinden trieb diese Gedanken bis zur Askese und zum Märtyrertum religiöser Übung. Er stützt sich auf die Worte der Bergpredigt:

„Selig sind die, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihnen...“ Matth. 5/10.

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen,“ d. h. der Lebensunterhalt.

In der Apostelgeschichte lesen wir von der praktischen Befolgung der Lehre Christi.

Apostelgeschichte 2, V. 45: „Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nach dem jedermann not war...“

Apostelgeschichte 4, V. 34/35: „Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte, denn wieviel ihrer waren, die da Äcker und Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld des verkauften Gutes. Und legten's zu der Apostel Füßen: und man gab einem jeglichen, was ihm not war...“

Aber auch da entstanden schon Zwistigkeiten.

„In den Tagen aber, da der Jünger viele wurden, erhob sich ein Murren unter den Griechen wider die Ebräer darum, daß ihre Witwen übersehen wurden in der täglichen Handreichung...“ Apostelgeschichte 6, V. 1.

Diese Unstimmigkeiten in der ersten Christengemeinschaft wurde dann durch Einsetzung der sieben Almosenpfleger behoben.

Wenn auch das Christentum auf die Entwicklung des kommunistischen Gedankens Einfluß hatte — und noch heutzutage hat —, seinen Endzielen steht es fern. Besondere Bedeutung hatte die Lehre Christi auf jene religiösen Sekten des Mittelalters, welche einen Staat auf kommunistischer Grundlage nach der Lehre Christi ersehnten und errichteten, welche jedoch übersahen, daß Christi Lehre mit wirtschaftlichen Dingen weniger zu tun hat als mit sittlichen Zielen. Denselben Einfluß zeigen die noch heute bestehenden religiösen kommunistischen Gemeinden in Amerika.

Mittelalter.

Aus dem frühen Mittelalter ist nichts von kommunistischen Ideen und Theorien bekannt. Wohl besitzen wir einige Abhandlungen über Produktion, Güterumlauf und Konsumtion, über „Bedeutung und Nutzen der Münzen“, über das Geld — Schriften, welche, auf christlicher Grundlage stehend, sich mit diesen Fragen befaßten. Aber keinen Staatsroman, keinen Gedanken über den Zukunftsstaat.

Erst die großen weltgeschichtlichen Ereignisse Ende des Mittelalters, die Entdeckung der „neuen Welt“ 1492 und die des Seeweges nach Ostindien 1498 führen zu neuen Erwägungen. Dazu kommen als Folge der Entdeckungen die größeren Anfänge der Schifffahrt, des Außenhandels, die Steigerung der Gewerbe; aber auch fehlerhafte Staats- und soziale Einrichtungen und Unterdrückung der mittleren und niederen Volksschichten.

In England stand die Wiege jenes Mannes, welcher den ersten großen Staatsroman schrieb.

Thomas More, nach humanistischer Weise sich Thomas Morus nennend, der Lordkanzler Heinrichs VIII. von England, erzählt in seiner „Utopia“, gedruckt 1516, von der Insel Nirgendwo, von einem idealen Staatswesen nach kommunistisch-familiären Grundsätzen.

Seine „Utopia“ bildet die Grundlage aller späteren Utopien und Staatsromane. Thomas Morus ist der Ahnherr aller Utopien, er führte diese Bezeichnung in die Literatur ein.

Voll sittlichem Ernst und regem Mitgefühl für die niederen Klassen zeigt er uns sein „Utopien“. Jene glückliche Insel, auf welcher der Idealzustand des Kommunismus herrscht.

Alles gehört allen — kein Privateigentum existiert. Produktions- und Konsumtionsmittel sind gemeinsam. Von den auf der Insel gelegenen 54 Städten werden jedes Jahr je drei erfahrene und fähige Greise zu Abgeordneten ernannt, um über die Angelegenheiten des Landes mit dem erwählten Fürsten gemeinsam zu beraten. Jeder Familienvater ist befugt, aus den öffentlichen Magazinen das anzufordern, was er für seine Familie als nötig erachtet. Was er verlangt, erhält er, ohne daß man dafür Geld oder andere Entschädigungen fordert. Den Familienvätern wird niemals etwas verweigert. Da man alles in außerordentlichem Übersflusse besitzt (!), fürchtet man nicht, daß jemand über seinen Bedarf hinaus etwas verlangen würde.

Gold, Silber, Edelsteine schätzt man in Utopien niedriger denn Eisen. Gold und Silber werden zu Sklavenketten gebraucht, um sie besonders verächtlich zu machen. Auch fertigt man — Nachtgeschirre daraus. Die Edelsteine gibt man den Kindern zum Spielen.

Wie steht's in diesem herrlichen Lande mit der Arbeit? Für die landwirtschaftlichen Betriebe, welche überwiegen, besteht eine Art Arbeitsheer, in welchem für jeden eine obligatorische Dienstpflicht von zwei Jahren besteht. Und außer dieser Pflicht besteht diejenige der allgemeinen Beschäftigung mit einem besonderen Gewerbe. Der Magistrat jeder Stadt wacht über Müßiggang und Trägheit; er sieht zu, daß jeder während der sechsstündigen Arbeitszeit seiner Beschäftigung nachgeht. Schmutzige, widerwärtige und niedere Arbeiten werden von Sklaven (Kriegsgefangene) oder zu diesem Stande Verurteilten (z. B. Ehebrecher) verrichtet. Wird Utopien in Kriege verwickelt, so werden Söldnerheere angeworben und für solche Zwecke Geld mit vollen Händen gespendet. Denn nichts ist den Utopiern so verhaßt wie der Krieg. Werden sie jedoch zum Äußersten gezwungen, so herrscht die allgemeine Heeresfolge, wobei selbst Frauen eingestellt werden können.

Wiedertäufer.

Mit den zu neuem Leben erwachenden religiösen Strömungen, welche sich in der Reformation und deren überaus schnellen Verbreitung auswirkten, sowie mit dem Bauernaufstand unter Thomas Münzer, Florian Geyer, Götz von Berlichingen, etwa 1520 bis 1525, fallen die ersten Rundgebungen der Wiedertäufer, welche die Kindertaufe nichtig erklärten und dieselbe an Erwachsenen nochmals vollzogen. Sie beriefen sich auf angeblich göttliche Offenbarungen und wußten die Wiedererrichtung des Reiches Christi nahe.

Inneren Ansporn gab ihnen der Gedanke an die sichtbare Wiederkehr Christi, welcher ein tausendjähriges

Reich der Guten und Gläubigen aufrichten und darin herrschen werde. Dieser aus jüdischen Quellen stammende und besonders durch die Offenbarung des Johannes genährte Gedanke des „Chiliasmus“, der Lehre vom tausendjährigen Reiche, läßt die Wiedertäufer in Münster sich sammeln und dort zur Herrschaft kommen. Zufluß erhielten sie aus Friesland und Holland. Ihre Führer Johann von Leiden, Knipperdolling, Stutenbernt, Jan Matthys (welcher im Kampfe um die Stadt fiel), Rothmann, ein zu den Wiedertäufern übergetretener heftiger Prediger, lassen sie alle Lehren Christi und besonders die des alten Bundes praktisch befolgen.

Sie hatten, nach Meister Heinrich Gresbecks, eines Augenzeugen, Bericht:

1. Die Gütergemeinschaft.

„... dat al guet solde gemein sein, un dat der eine soviel sol hebben als der aner ...“

Diejenigen, welche sich sträubten und nur einen Teil oder gar nichts abgaben, wurden dazu gezwungen.

„... und hebben so grote straf darbei gesat, dat niemant nicht behalden en dorste ...“

Die Mahlzeiten wurden gemeinschaftlich eingenommen. Das ganze gemeinschaftliche Leben, selbst die zwangsweise Beitreibung des gemeinsamen Gutes wurde von Ältesten und Diakonen geregelt, die Bewachung und Befestigung der Stadt von „12 Herzögen“. Wie Gresbeck schreibt:

„... do dat guet so gemein is geweest do hebben sie in ein ieder kerspel drei diakon gesat ...“

„... so hebben sie gesat, zwelf edelsten die solden dat volk regieren.“

2. Die Arbeitspflicht.

Durch schwere Strafen, meistens Todesstrafe, wurden die Bürger und Landsknechte zur Befolgung der gegebenen Gesetze und zum Arbeiten gezwungen.

„... wer do nicht en wolde glick als die propheten und predicanten und als die andern, denselben hewen sie die koepe af, oft doer schutten sie ...“

3. Die Polygamie.

„... dat ein man mehr frowen solde hebben dan eine ... so sind oft geweest ein deil altraders mehr, dieselben hebben mehr frowen gehabt dan eine ...“

„... dat ein ieder solde nemen dry oft veer frowen, so viel als hei irer hebben wol ...“

Lange Dauer hatte diese religiöse Gemeinde nicht; der Bischof von Münster belagerte die Stadt mit Hilfe mehrerer Fürsten, und im Juni 1535, nach etwa einjährigem Bestand des „neuen Zions“, wurde sie durch Verrat genommen. Die Führer wurden grausam zu Tode gemartert, ihre Anhänger verjagt.

Einer Abart der Wiedertäufer 100 Jahre später begegnet man in England, wo 1656 Nayler in Bristol als Messias und König von Israel einzieht unter dem Geläute der Glocken und unter dem Jauchzen des Volkes: „Josanna dem Sohne Davids!“

Tomaso Campanella.

Ende des 16. Jahrhunderts erschien in Italien die Schrift „Civitas solis“, in welcher Tomaso Campanella den Entwurf eines Zukunftsstaates auf religiös-kommunistischer Grundlage darlegte. In seinem „Sonnenland“ will er u. a. die Beseitigung des Geldes

und des Binnenhandels. „Nehmt den Menschen das Geld und ihr gebt ihnen das Glück!“ So liest man zwischen den Zeilen.

Als eigenartig empfinden wir sein Mittel, mit welchem er lauen und trägen Arbeitern bezüglich des Arbeitseifers nachhelfen will. Für solche Leute sieht er die — körperliche Züchtigung vor! Dagegen werden solche, welche sich durch besondere Arbeit, wie z. B. kunstgewerbliche oder anstrengende, auszeichnen, hoch gehalten.

Auf die sich anschließenden Theorien eines Babeuf, Robert Owen, Cabet, St. Simon, Fourier u. a. m., deren Auswirkungen sich bis auf die heutige Zeit erstrecken, soll hier nicht näher eingegangen werden. Auch nicht auf die interessanten Versuche, diese Theorien praktisch zu verwerten.

Aus den vorliegenden Darlegungen läßt sich aber er-

kennen, daß das Problem des Zukunftsstaates, so strittig es uns auch heute erscheint, schon jahrhundertlang die Menschheit beschäftigte, daß es wieder und immer wieder Männer gegeben hat, welche sich mit der ganzen Glut ihres Herzens und mit der ganzen Kraft ihres Verstandes dafür einsetzten.

Bis jetzt haben die gesamten Theorien noch zu keinem praktischen Ergebnis geführt. Sie scheiterten letzten Endes stets noch am Menschen selbst! Vielleicht können sie dann erst verwirklicht werden, wenn die Menschen für diese „Sonntagsgedanken“, wie sie ein Volkswirtschaftler einst nannte, herangereift sind. Wenn sie sie restlos verstehen, ihnen leben können, wenn die Menschheit herangereift und erzogen worden ist zur „Gerechtigkeit“ im Sinne Platons, zum guten und edlen, zum innerlich harmonischen Menschentum. — — —

Brief aus Santiago.

Siemens-Schuckert, Ltda.
Compañía de Electricidad.

Es gehört zu den heutigen, geänderten Verhältnissen, daß der Strom der Europamüden, besonders aber der deutschen Auswanderer, sich nicht mehr nach Nordamerika richtet, sondern Südamerika als Feld seiner Zukunftspläne wählt. So dürfte es auch für die Leser des „Werks“ nicht uninteressant sein, etwas über hiesige Verhältnisse zu hören.

Chile gehört zu den südamerikanischen Ländern, die am weitesten in Zivilisation und Kultur fortgeschritten sind. Es gibt hier schon lange keine Revolutionen mehr, wie sie noch heute in anderen süd- oder mittelamerikanischen Ländern periodisch auftreten. Seit 1818 von der spanischen Herrschaft befreit, hat sich die junge Republik seitdem günstig weiterentwickelt und es durch stete Arbeit und unter Zuhilfenahme europäischer

Verhältnisse und Einwirkungen zu einem Land gebracht, das nicht nur unter den Ländern Südamerikas, sondern im Konzert der Völker überhaupt eine geachtete Stellung einnimmt.

Recht eigenartig ist die geographische Lage Chiles. Ein schmaler Streifen, der sich in einer Länge von 4200 km vom 17. bis 55. Grad südl. Breite zwischen der Anden-Kordillere und dem Pazifischen Ozean hinzieht und eine durchschnittliche Breite von 188 km einnimmt. Diese Lage bringt es mit sich, daß das Klima recht verschieden ist.

Im Zentrum des Landes, zu welchem auch die Hauptstadt Santiago und der Haupthandelshafen Valparaiso gehören, ist das Klima ein dem südeuropäischen ähnliches, etwa wie in Italien oder an der Riviera. Die meiste Zeit des Jahres herrscht hier stets lachender blauer Himmel, Regen gibt es nur in den Wintermonaten, etwa Mai bis September, Schnee ist eine große Seltenheit. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar. Da überall für eine systematische und hinreichende Bewässerung gesorgt ist, ist die Bodenproduktion in jeder Hinsicht sehr gewinnbringend, obgleich der Boden heutzutage noch lange nicht so rationell bewirtschaftet wird, wie dies z. B. in Deutschland der Fall ist. Vielleicht trägt hieran zum Teil der Umstand die Schuld, daß das Terrain fast ausschließlich in Händen der Großgrundbesitzer, der sogenannten „hacendados“, sich befindet.

Der Norden Chiles ist sehr heiß und trocken, es regnet hier überhaupt nicht. Da auch der Boden sehr salzhaltig ist, gibt es keine Vegetation, dieselbe hört schon hinter der Stadt Copiapó auf. Hier in diesen öden Gegenden des Nordens, in der Atacama-Wüste, wird der im Boden

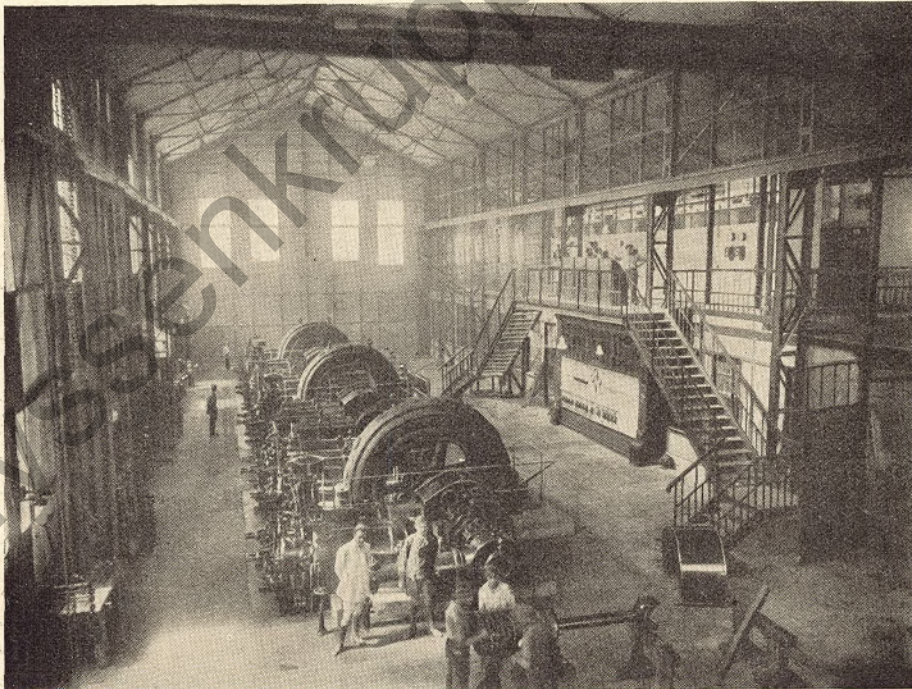


Abb. 1. Siemens-Zentrale mit Dieselmotoren des Salpeterwerks „Chile“, Deutsche Salpeterwerke Taltal

enthaltene Salpeter gegraben, der in der ganzen Welt, besonders aber in Deutschland, als vorzügliches Düngemittel geschätzt wird. Die Haupt-Ausfuhrhäfen für Salpeter sind: Antofagasta, Tocopilla, Mejillones, Taltal. Auf die Salpeterindustrie und die augenblickliche Lage derselben kommen wir weiter unten noch zu sprechen.

Je weiter wir nach dem Süden kommen, desto kälter, wenn man so sagen darf, wird das Klima. Die Vegetation ist viel üppiger, es gibt große, dichte Wälder, die allerdings zum Teil schon urbar gemacht sind, und zwar größtenteils durch deutsche Einwanderer, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Chile kamen und sich in den Provinzen Valdivia, Llanquihue, Cautin und Malleco ansiedelten. Der äußerste Süden, Territorium Magallanes und Feuerland bis zum Kap Horn, hat ein raues, unwirtliches Klima und ist daher von geringer wirtschaftlicher Bedeutung für das Land. Die Küste ist hier, im Gegensatz zum übrigen Chile, stark zerklüftet und bietet mit ihren vielen fjordähnlichen Einschnitten reiche Naturschönheiten, die leider nicht in vollem Maße gewürdigt werden.

Was die Tierwelt anbetrifft, so ist Chile arm an größeren Tieren. Raubtiere gibt es keine, wenn man den Puma ausnimmt, eine Art kleiner Löwe, der jedoch den Menschen nicht angreift, sondern nur unter dem Vieh, besonders Schafen, Schaden anrichtet. Er tritt aber nur vereinzelt auf. Giftige Tierarten sind ebenfalls fast gänzlich unbekannt.

Die Bevölkerung setzt sich zusammen aus Abkömmlingen der Spanier, zum großen Teil vermisch mit den Ureinwohnern, den Araukanern, einer stolzen Indianerrasse, deren Unterwerfung den Spaniern große Opfer gekostet hat. Da Chile der Einwanderung nie Schranken auferlegt hat, sondern sie stets gern sieht, haben sich hier auch viele Ausländer (Engländer, Franzosen, besonders auch Deutsche, sehr viel Italiener u. a.) niedergelassen, deren Nachkommenschaft größtenteils in der Bevölkerung aufgegangen ist. Ihr Einfluß ist zu gering, um den Volkscharakter, der absolut spanisch ist, zu beeinflussen. Als Ausnahme wären die oben erwähnten Provinzen des Südens Valdivia, Llanquihue, Cautin und Malleco zu nennen, wo deutsche Einwanderung in größerem Maßstabe erfolgte. Die deutschen Kolonisten haben es hier in zäher unermüdlicher Arbeit fast alle zu Wohlstand gebracht, und da sie auf sich selbst angewiesen waren, ihre Sprache, Sitten und Gebräuche beibehalten. Auch die jüngeren Generationen sprechen alle mit wenigen

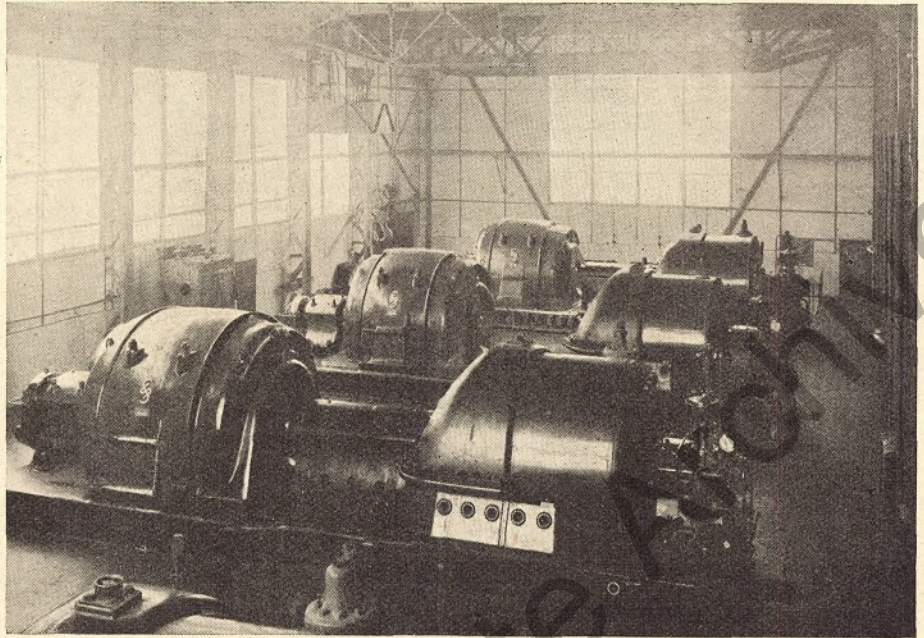


Abb. 2. Teilansicht der Dampfturbinenzentrale in Tocopilla der Chile Exploration Co.

Ausnahmen Deutsch, und einem deutschen Reisenden, der durch diese Gebiete kommt, mutet es an, als wenn er sich in der Heimat befände. Dieses alles hindert die Abkommen dieser eingewanderten Deutschen nicht, gute chilenische Staatsbürger zu sein.

Der eigentliche Chilene ist von gutem Charakter, sehr temperamentvoll, von einer der lateinischen Rasse eigenen Höflichkeit und Zuverlässigkeit, dabei aber sehr stolz, eine Erbschaft des spanischen Blutes. Hier muß man auch von dem herrschenden Klassengeist reden. Es gibt eigentlich nur zwei große Klassen, die der besser situierten Leute, die sich elegant kleiden und sich auch sonst nichts abgehen lassen, und die große Klasse der armen Leute, der Arbeiter, der „rotos“ (wörtlich übersetzt: zerrissen), das heißt derjenigen, die wenig oder gar keine Schulweisheit besitzen, die von der Hand in

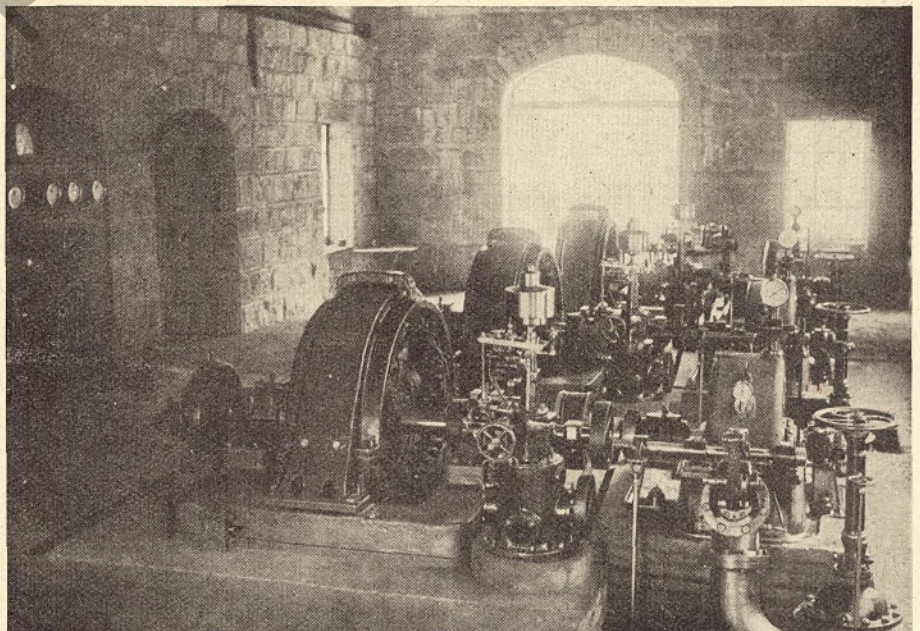


Abb. 3. Wasserkraftanlage Incachaca (Bolivien), 2300 Meter über Meereshöhe. Maschinenhaus

den Mund leben und die, wie der Name „roto“ besagt, stets schlecht gekleidet oder zerrissen herumlaufen. Merkwürdigerweise gibt es überhaupt keine Mittellasse, denn die Leute, die nach normalen Begriffen dazu gehören sollten, glauben sich gesellschaftlich auf derselben Stufe wie die Gutsituierten, die Reichen, die „aristócratas“. In den letzten Jahrzehnten hat sich allerdings hierin eine Änderung vollzogen, und man hört heute auch schon ab und zu von einer Mittellasse reden. Einwirkend sind hier der europäische Einfluß sowie die Tatsache, daß das niedrige Volk immer mehr erzogen und aufgeklärt wird. Das Unterrichtswesen ist sehr gut und seit einiger Zeit sogar der allgemeine Schulzwang eingeführt. Die wirklich vornehmen Chilenen, die von spanischen Edelleuten abstammen und deren Stammbaum sich rein erhalten hat, geben den europäischen Aristokraten an Stolz und Würde nichts nach.

Der Chilene beschäftigt sich am liebsten im Staatsdienst oder als Advokat oder Arzt. Die Betätigung in Handel und Industrie überläßt er fast ganz den Ausländern.

So kommt es, daß die großen Handelshäuser mit wenigen Ausnahmen entweder englische, nordamerikanische oder deutsche sind.

Die Politik betreibt der Chilene wie alle Südamerikaner (und alle Republikaner überhaupt) mit Leidenschaft. Bei den Wahlkämpfen geht es heiß her, und es wird kein Mittel verschmäht, um zum Ziel zu gelangen. Augenblicklich ist die radikale Partei am



Abb. 5. Kohlenminen Curanilahue (Fördermaschinenhaus, Sieberei und Breiteffabrik)

Ruder, die es fertiggebracht hat, mit nur zwei Stimmen Mehrheit (bei indirekter Wahl) ihren Kandidaten Herrn Arturo Alessandri auf den Präsidentenstuhl zu bringen. Bis dahin war dieser Platz stets den konservativen Parteien vorbehalten. Die radikale Partei ist diejenige, die sich zum Hauptziele gemacht hat, den Einfluß des Klerus auf die Regierung zu brechen.

Der deutsche Einfluß hat sich hier in Chile in den verschiedensten Formen bemerkbar gemacht. Deutsche Professoren und Lehrer wurden wiederholt nach Chile gerufen und sind zum Teil heute noch tätig. Das chilenische Heer, das heute auf einer bedeutenden Stufe steht, wurde von deutschen Offizieren, u. a. General Körner, reorganisiert. Die südlichen Provinzen wurden durch deutsche Arbeitskräfte von Urwäldern in blühende Landschaften verwandelt. Deutsche Schiffahrtslinien, „Kosmos“ und „Roland“, teilten sich noch bis vor dem Kriege mit englischen Schiffahrtslinien in die Aufgabe, den Dienst mit Europa aufrechtzuerhalten. Die größten deutschen Handelshäuser und Konzerne haben Niederlassungen hier. Es seien hier genannt die Deutsch-Überseeische Elektrizitätsgesellschaft, welcher die elektrischen Zentralen in Valparaíso und die Wasserkraftanlage „Florida“ bei Santiago gehören, ferner die Siemens-Schuckert Ltda., die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, die Mannesmannröhren-Werke, die Baufirmen Philipp Holzmann & Co., Dyckerhoff & Widmann u. a. Auch an der Salpeterproduktion ist deutsches Kapital in größerem Maßstabe beteiligt, und zwar hauptsächlich sind es die Firmen Cia. Salitrera de Lcopilla (H. B. Glomann & Cia.), Gildemeister & Co. und die Deutschen Salpeterwerke Taltal (H. Fölsch & Co.). Drei große deutsche Banken haben Zweiginstitute in Chile.

Deutsche Landsleute findet man fast in jedem Ort Chiles. Die Zahl der Reichsdeutschen in ganz Chile dürfte etwa 10 000 betragen, während die Gesamtzahl aller Deutschsprechenden sich etwa auf das Doppelte belaufen mag. Die Hauptstadt Santiago mit ihren 560 000 Einwohnern übt neben der Hafenstadt Valparaíso die größte Anziehungskraft auf die ankommenden Deutschen aus. Das Leben ist auch recht angenehm hier. Santiago liegt auf einer Höhe von 520 m ü. M., umgeben von mehr oder weniger hohen Bergen der Cordillere. Die Stadt hat im Zentrum saubere gehaltene, asphaltierte Straßen, schöne Parkanlagen und besitzt



Abb. 4. Wasserkraftanlage Incachaca (Bolivien), etwa 2300 Meter über Meereshöhe. Wasserschlöß mit Überlauf, Rohrleitung und Zentrale

in dem mitten in der Stadt gelegenen Berg „Santa Lucia“ mit seinen herrlichen Anlagen einen Anziehungspunkt für Einheimische und Fremde. Von seinem höchsten Punkt aus genießt man das herrlichste Panorama auf Stadt und Umgebung, mit der Cordillere im Hintergrund. Die Zahl der Deutschen in Santiago mag 1500 betragen, für deren gesellschaftliches und sportliches Zusammenleben etwa ein Duzend deutsche Vereine vorhanden sind.

Nach dem Vorausgegangenen wird ohne weiteres klar sein, daß es als ein großer Segen betrachtet werden muß, daß Chile sich im Weltkrieg neutral verhielt und sich nicht, wie z. B. Peru, Bolivien und Brasilien, von den Alliierten mit in den Krieg hineinziehen ließ. Der deutsche Handel hat natürlich infolge der schwarzen Listen, gegen die man auch hier machtlos war, stark gelitten, jedoch im allgemeinen die schwere Krisis gut überlebt. Wenn auch ein großer Teil der Chilenen aliadophil war bzw. noch ist, was in Anbetracht der lateinischen Abstammung nicht wundernehmen darf, so muß doch festgestellt werden, daß die Deutschen hier während des Krieges in jeder Hinsicht respektiert und keineswegs direkt angefeindet wurden, wie dies z. B. in Brasilien und sogar in Argentinien geschehen ist. Hierfür kann den Chilenen nicht genug gedankt werden. Es gibt auch heute, besonders unter den Gebildeteren, genug Leute, die sich Rechenschaft abzugeben imstande sind über die Art und Weise, wie die Alliierten während des Krieges und nach ihm die Deutschen auf alle Art und Weise systematisch verhehzt haben und die erkennen, daß man den „alemanes“ mit dem Schandvertrag von Versailles ein ungeheures Unrecht angetan hat.

Von deutschen Produkten werden neben Textilwaren, Chemikalien, Eisen- und Glaswaren hauptsächlich Maschinen aller Klassen importiert. Ganze maschinelle Einrichtungen wurden von deutschen Firmen für Minen- und Salpeterbetriebe geliefert, so z. B. lieferte die Siemens-Schuckert Ltda. die mustergültigen Anlagen des Kohlenbergwerks bei Curanilahue, die gigantischen Anlagen für elektrolytische Kupfergewin-



Abb. 6. Kohlenminen Curanilahue (Zentrale und Kesselhaus)

nung in Chuquicamata (die mit einer Starkstromübertragung von 60 000 PS bei 110 000 Volt zählt), die für eine amerikanische Firma, die Chile Exploration Co., kurz vor dem Kriege ausgeführt wurden.

Die Firma Siemens-Schuckert Ltda., welche die Interessen der Siemens-Rheinelschuckert-Union in Chile vertritt, hat auch jetzt nach dem Kriege schon wieder umfangreiche Aufträge erhalten, so die Erweiterung mehrerer elektrischer Zentralen, eine Erweiterung der Bechenanlagen in Lebu, die vollständige Minenanlage für das Silberbergwerk „Nueva Elqui“ usw., ferner als Vertreterin der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie m. b. H. „Telefunken“ die Lieferung mehrerer größerer Telefunkenstationen für Land sowohl als auch für Handels- und Kriegsschiffe. Alles dieses darf als ein Zeichen betrachtet werden, daß die deutsche Industrie die ihr zukommende Stellung sich sehr schnell wieder zurückerobert hat.

Das wirtschaftliche Leben Chiles ist im Laufe der Zeit großen Wandlungen unterworfen worden. Außerlich zum Ausdruck gebracht wird dieses durch den Stand seiner Währung, die jeder Stabilität entbehrt und steten Schwankungen unterworfen ist.

Chile ist derart reich an Bodenschätzen, daß in normalen Zeiten die für den Export der verschiedenen Produkte, besonders Salpeter und seine Nebenprodukte, ferner Kupfer, Eisen, Silber, Zinn usw. vereinnahmten Rölle im Verein mit solchen für die Einfuhr der für Chile benötigten Waren des Auslands erhobenen längst hinreichten, um den Staatshaushaltsetat zu balancieren, so daß direkte Steuern nie erhoben zu werden brauchten und ein eventuelles Defizit nie über gewisse Grenzen hinausging. Der chilenische Peso, der einst 48 d wert war, d. h. dem nordamerikanischen Dollar ungefähr gleichkam, ist in seinem Wert ständig zurückgegangen. Die letzten Jahre vor dem Kriege schwankte der Peso zwischen 10 und 12 d. Bei Ausbruch des Krieges und der da-



Abb. 7. Santiago. Aufgang zum Berg „Santa Lucia“

durch entstandenen Krisis ging er hinunter auf beinahe 6 d, um dann in den Jahren 1915 bis 1918 wieder langsam aber sicher anzuziehen. 1918 hatte er den höchsten Stand erreicht, als er mit ca. 17½ d notiert wurde. (Wenn wir hier von Peso sprechen, so soll damit natürlich der Papier-Peso gemeint sein, da es auch einen Gold-Peso gibt, der einen festen Wert von 18 Pence hat.) Der Krieg hatte natürlich eine ständig wachsende Nachfrage nach Salpeter, Kupfer, Zinn, Wolfram usw. zur Folge, so daß die Ausfuhr in diesen Produkten nie geahnte Ziffern erreichte und infolgedessen der Peso immer höher bewertet wurde.

Dieser Zustand änderte sich jedoch mit Beendigung des großen Krieges. Die Nachfrage nach Salpeter und den übrigen vorerwähnten Produkten ließ natürlich sofort nach, da die riesigen in Europa angesammelten Bestände ausreichten, um den laufenden Bedarf für das dann noch nötige, verhältnismäßig wenige Kriegsmaterial zu decken. Hinzu kommt noch, daß Salpeter, der früher in Deutschland in großem Maßstabe in der Landwirtschaft als Düngemittel verwendet wurde, in Deutschland selbst auf künstlichem Wege hergestellt wird, und zwar soll der Herstellungspreis infolge der schlechten deutschen Valuta sich niedriger stellen als der des chilenischen Salpeters. Hierzu soll allerdings auch der Umstand beitragen, daß die chilenischen Salpeterproduzenten sich dem englischen Salpeter-Pool, einem Trust, der während des Krieges das ganze Salpetergeschäft in der Hand hatte, angeschlossen. Der Pool, der in Europa riesige Lager von Salpeter angesammelt hat, die wäh-

rend der letzten Kriegsjahre, als der chilenische Peso einen hohen Wert hatte, gewonnen wurden und deshalb teuer einstanden, mußte natürlich darauf bedacht sein, einen möglichst hohen Preis für den Salpeter zu erzielen, um keine Verluste zu erleiden. Da Deutschland und die übrigen Staaten mit niedriger Valuta bei diesen hohen Preisen nicht als Käufer auftreten konnten, ergab sich die Folge, daß der Verkauf und infolgedessen auch die Produktion des Salpeters immer mehr nachließen. Im verflossenen Jahre stellte ein Salpeterwerk nach dem andern die Arbeit ein, und Tausende von Arbeitern wurden brotlos. Mit dem Nachlassen der Ausfuhr mußte notwendigerweise eine Verschlechterung der Valuta verbunden sein, mit dieser wiederum eine Verteuerung der Lebensmittel und Waren im allgemeinen. Schließlich ließ unter diesen Umständen die Kaufkraft stark nach, und die Krisis wurde komplett. Andauernde Streiks in den Kohlenminen, welche zur Folge hatten, daß die Staatsbahnen teure Kohle aus den Vereinigten Staaten beziehen mußten, halfen dazu, das durch den Ausfall der Salpeterzölle verursachte Defizit des Fiskus noch größer zu machen.

Diese Krisis, die mit Beendigung des Krieges einsetzte, hält leider noch jetzt an. Es sind allerdings Anzeichen vorhanden, daß eine baldige Besserung eintreten wird. Wie verlautet, sind größere Salpeterverkäufe gemacht worden, und Tatsache ist, daß der Peso, der in der schlimmsten Zeit, im Januar dieses Jahres, einen Wert von nur annähernd 5 d hatte, jetzt bereits wieder 6¼ d wertet.

Sowjet-Rußland und die deutsche Industrie.

Von Dr. H. M. Spliethoff, Mülheim-Ruhr.

Die schwere Zerrüttung des europäischen Wirtschaftslebens nach dem Kriege und der bisher mit wenig oder keinem Erfolg versuchte Wiederaufbau Europas ist mit in erster Linie darauf zurückzuführen, daß ein Riesenerzeuger und Verbraucher, wie Rußland es früher war, gänzlich vom Weltmarkte ausgeschieden ist. Hatte der jahrelange Krieg in der russischen Wirtschaft schon große Verwüstungen angerichtet, so führte die nachfolgende Revolution ihren völligen Zusammenbruch herbei. Rußland, das früher halb Europa mit Getreide, Zucker, Holz, Flachs und Butter versorgte, ist heute eine Brutstätte von Armut und Hunger geworden. Die russische Ausfuhr hatte im Jahre 1912 einen Wert von 3082 Millionen Goldmark, während die Einfuhr einen Wert von 2235 Millionen Goldmark erreichte. Die Einfuhr erstreckte sich in der Hauptsache auf Baumwolle, Maschinen und Rohle. Das Deutsche Reich allein führte 1912 für 1528 Millionen Goldmark Getreide, Holz, Eier, Butter, Flachs und Federvieh von Rußland aus und importierte in demselben Jahre für 680 Millionen Goldmark Güter, meist industrieller Art. Der russische Wirtschaftskörper ist von so schweren Krankheiten heimgesucht worden, daß seine völlige Heilung Jahre, vielleicht Jahrzehnte, erfordern wird. Soll das deutsche, englische und französische Wirtschaftsleben wieder auf den Vorkriegszustand zurückgeführt und der zunehmenden Arbeitslosigkeit in England und den Vereinigten Staaten ein Ende gemacht werden, so können diese Staaten — und das gilt besonders für Deutsch-

land — auf die Ausfuhr russischer Lebensmittel und Rohstoffe nicht verzichten, während sie andererseits Rußland als Absatzgebiet ersten Ranges für industrielle Erzeugnisse aller Art wiedergewinnen müssen. Diesen Tatsachen haben sich weder die Machthaber des heutigen Rußlands noch die Staatsmänner der Entente verschließen können. Deutschland, als der Nachbar Rußlands, hat ein besonderes Interesse daran, sich an dem Wiederaufbau Rußlands rechtzeitig zu beteiligen. Der Wirtschaftsvertrag von Rapallo, der auf der Konferenz von Genoa soviel Staub aufgewirbelt hat, hat diesen Interessen Rechnung getragen: beide Staaten haben einander wirtschaftliche Meistbegünstigung zugestanden. In dem engen Rahmen dieses Aufsatzes soll nur angedeutet werden, was Rußland braucht und was es uns bieten kann.

Obchon der territoriale Umfang Rußlands durch den Ausgang des Krieges, der Polen und eine Reihe von kleineren Randstaaten geschaffen hat, beschnitten worden ist, ist Rußland auch heute noch ein Riesenreich mit über 100 Millionen Einwohnern. Rußland ist kein Land, es ist ein Erbe, der eine gewaltige Menge ungelöster Probleme in sich birgt. Sowjet-Rußland, Sowjet-Ukraine und Sowjet-Sibirien sind die Glieder dieses ausgedehnten Erbes. Wenn Rußland geholfen werden soll, so muß in erster Linie sein Eisenbahnnetz wieder saniert werden. Die von der Sowjet-Regierung bisher im In- und Ausland bestellten Mengen Lokomotiven und rollendes Material sind in keiner Weise ausreichend gewesen. Rußland braucht Lokomotiven und abermals

Lokomotiven, dazu gewaltige Mengen an Wagen und Schienen. Das Eisenbahnnetz muß teilweise neu aufgebaut und engmaschiger gestaltet werden, der Anschluß an die ergiebigen Agrargebiete West-Sibiriens ist gänzlich unzulänglich. Die mit vielen technischen Fehlern behaftete sibirische Eisenbahn vermag den Verkehr nicht zu bewältigen. Hätten z. B. die überschüssigen landwirtschaftlichen Produkte West-Sibiriens rechtzeitig auf dem Schienenwege ins Wolga-Gebiet geschafft werden können, so wäre dort die katastrophale Hungersnot vermieden oder doch rechtzeitig eingedämmt worden. Dazu haben sich die Bahnen nach Turkestan als unzulänglich erwiesen. Während ein Teil des Riesenreiches von furchtbaren Hungersnöten heimgesucht wird, denen Hunderttausende zum Opfer fallen, herrscht in anderen Gegenden Überfluß an Lebensmitteln aller Art.

Die deutsche Industrie hat aber Rußland nicht nur mit neuen Schienensträngen und rollendem Material zu versehen, die russische Landwirtschaft braucht zu ihrer Gesundung landwirtschaftliche Maschinen und manche andere Dinge. Sie muß wieder auf eine solche Höhe gebracht werden, daß sie uns ihre überschüssigen Erzeugnisse zur Verfügung stellen kann. Industrie und Bergbau, die durch die Revolution ihren Todesstoß erlitten haben, sind neu zu organisieren. Für deutsche Ingenieure und Kaufleute ist hier ein weites Wirkungsfeld gegeben. Die Bedürfnisse des russischen Bauern, die einstmals auf sehr niedriger Stufe standen, sind heute ganz andere geworden. Es ist keine Seltenheit mehr, daß man in seinem Hause prächtiges Mobiliar, Teppiche oder ein Klavier vorfindet, Dinge, die ihm die Revolution mit ihren gewaltsamen Erschütterungen in die Hände gespielt hat. Der kulturelle Horizont der russischen Bauern ist dadurch ein anderer, erweiterter geworden. Hier liegen ungeahnte Möglichkeiten für die Anknüpfung neuer Handelsgeschäfte. Soviel steht heute schon fest, daß die deutsche Industrie und der deutsche Handel jahrzehntelang alle Hände voll zu tun haben werden, um den ungeheuren Bedürfnissen des riesigen Sowjetreiches gerecht zu werden. Deutschland darf nur nicht in den gefährlichen Fehler verfallen, Rußland als eine große Kolonie zu betrachten: wir müssen dem Russen seine Eigenart und seine wirtschaftliche Selbständigkeit ungeschmälert lassen. Das deutsche Kapital, deutsche Gelehrte, Ingenieure, Kaufleute und Arbeiter dürfen nur helfen, den östlichen Nachbarn wieder auf die Beine, nicht aber ihn in eine Art Abhängigkeit zu bringen; das würde sich später einmal gefährlich rächen.

Die erste Frage für den deutschen Industriellen und Kaufmann, der mit Rußland Handelsbeziehungen anknüpfen möchte, ist die: Ist das heutige Rußland überhaupt imstande, die benötigten Waren zu bezahlen oder äquivalente Werte dafür anzubieten? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Rußland ist finanziell ruiniert. Das russische Budget weist ein Defizit von 32 Trillionen Rubel auf. Der finanzielle Bankrott ist auch dadurch nicht aufgehoben worden, daß die Sowjet-Regierung die Goldrubelverrechnung eingeführt hat, wobei man 100 000 Sowjet-Rubel einem Goldrubel gleichsetzte. Der Umlauf an Papierscheinen hat heute eine Höhe erreicht, daß man zu astronomischen Zahlen greifen muß, um ihn auszudrücken. Dazu kommt, daß Rußland auch im Auslande schwer verschuldet ist. England, der Hauptgläubiger Rußlands, hat allein die

Summe von 561 400 000 Pfund Sterling zu fordern, während sich die Forderung der Vereinigten Staaten „nur“ auf 192 601 297 Dollar beläuft. Rußland schuldet England, Frankreich, Japan, Amerika und Italien 13 Milliarden Goldrubel, um von den seit Jahr und Tag nicht gezahlten Zinsen gar nicht zu sprechen. Daß diese Schulden in absehbarer Zeit nicht einzutreiben sind, ist heute wohl Allgemeingut der Gläubigerstaaten geworden. Rußland kann nicht zahlen, es braucht viel mehr Geld — ungeheure Mengen Geldes. Heute sind nur zwei Länder, die Vereinigten Staaten und England, imstande, der Sowjet-Regierung einen hinreichenden Staatskredit zu gewähren. Für Deutschland kommt nur das private Kapital in Frage, das sich auf Grund des Rapallo-Vertrages in allen Unternehmungen dort engagieren kann. Im Außen- und Binnenhandel, im Verkehr, in der Industrie, im Bergbau dürfte es erspriehliche Möglichkeiten finden. Heute schon ist eine Reihe deutsch-russischer Handelsgesellschaften gegründet worden. Wenn Rußland auch vorläufig nicht zahlen kann, so kann es doch dem deutschen Industriellen und Kaufmann wertvolle Konzessionen machen.

Die russisch-sibirischen Wälder bergen unermessliche Schätze an Hölzern aller Art. Diese Waldungen, die die größten der Erde sind, würden bei hinreichenden Verkehrsmitteln allein imstande sein, den in Europa herrschenden Holzmangel zu beseitigen. Wertvoll sind auch die in den Wäldern hausenden mannigfachen Pelztiere. Der Bergbau im Ural ist wenig erschlossen, wie überhaupt die geologische Kenntnis dieses ausgedehnten Faltengebirges noch recht lückenhaft ist. Unter der Sowjet-Regierung ist der Metallbergbau dort arg zurückgegangen. Im Ural wird ein erstklassiges Eisenerz gegraben, äußerst wertvoll sind auch die dort vorhandenen Schätze an Gold und Platin, sehr erheblich sollen auch die vorkommenden Kupferfundstätten sein.

Unter den Steinkohlenlagern Rußlands wären an erster Stelle zu nennen das Becken nördlich vom Asowschen Meer am Donez. Der Bergbau steht hier noch in den Kinderschuhen, obschon die Kohle sehr gut ist. Andere noch wenig erschlossene Kohlenlager sind am Ural und am Kaukasus sowie in der Gegend von Tula (Zentralrußland) vorhanden. Die Ausbeutung der Naphthagruben bei Baku hat im Kriege arg danieder gelegen, jetzt scheinen die Russen dort den Engländern weitgehende Konzessionen gemacht zu haben.

Von den Bodenschätzen Sowjet-Sibiriens bieten besonders die am Altai wirtschaftliche Möglichkeiten für die Zukunft. Im Altai sind Gold-, Silber- und Kupferlager erschlossen, neuerdings sind dort auch mächtige, gut zugängliche Kohlenlager entdeckt worden. Zur Hebung dieser Bodenschätze scheint bisher, aus Mangel an Kapital, wenig oder gar nichts getan zu sein.

Wir dürfen uns indessen über eine schnelle Realisierung des deutsch-russischen Handelsvertrages keinen allzu optimistischen Betrachtungen hingeben. Rußland ist der Hilfe bedürftiger als jedes andere Land in Europa. Indem wir ihm aber diese Hilfe gewähren, erhält die deutsche Industrie Beschäftigung auf lange Zeit hinaus. Das allein schon ist für unsere Volkswirtschaft von weitestgehender Bedeutung, dazu wird ein wirtschaftlich erstarktes Rußland unsere Industrie mit den Rohstoffen und unser Volk mit den Lebensmitteln versorgen können, deren Fehlen sich heute so bitter bemerkbar macht.

Fehlerhafte Werkzeuge.

Von Alfred Nauck, Werkmeister.

Ganz allgemein kann gesagt werden, daß heute die Erzeugnisse unserer hochentwickelten Werkzeugindustrie zu weitgehenden Beanstandungen keinen Anlaß mehr bieten. Vielmehr sind sie — von wenigen Ausnahmen abgesehen — gut und brauchbar und bewähren sich auch bei längerer Inanspruchnahme. Allerdings ist dieser gewiß sehr erfreuliche Umstand erst in den letzten Jahren zu verzeichnen. Vor noch nicht allzulanger Zeit wollten die durchaus berechtigten Klagen über das schlechte Fabrikwerkzeug nicht verstummen. Vielfach lag das daran, daß entweder unpassender oder gar der Billigkeit halber direkt minderwertiger Stahl zu Werkzeugen verarbeitet wurde. Demgemäß waren auch die Erfahrungen, die man mit derartigen Werkzeugen (besonders wohl mit Meißeln, Dornen, Feilkloben, Spann- und Meßwerkzeugen) machte, sehr ungünstige und schlechte zu nennen.

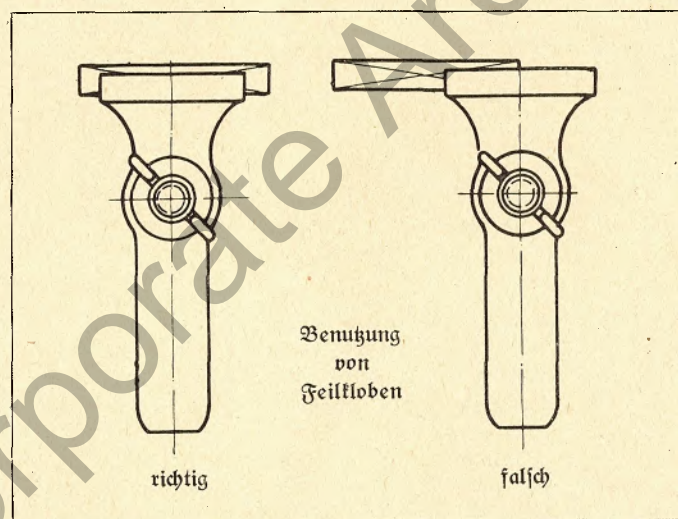
In letzter Zeit sind, wie schon erwähnt, die Werkzeuge in bezug auf ihre Qualität besser geworden. Besonders deshalb, weil man neben der sorgfältigeren Bearbeitung den Stahl heranzog, der rein individuell für das betreffende Stück paßte. Es ist eben ein Unterschied zu machen zwischen Werkzeugen, die auf Schlag, Zug oder Schnittfähigkeit beansprucht werden. So kann es vorkommen, daß beispielsweise ein Stahl, der, als Meißel verarbeitet, gute Resultate ergibt, als Bohr- oder Hobelmesser verfaßt u. dgl. m.

Wenn man mit neuangeschafften Werkzeugen nicht unbedingt zufrieden ist, so kann es, abgesehen von den schon erwähnten Mängeln, auch daran liegen, daß das Werkzeug direkt falsch behandelt worden ist. In diesem Falle wird ein etwa vorhandener kleiner Fehler gleich überaus schädlich für das Werkzeug, was bei einigermaßen sachkundiger Handhabung des Werkstückes nicht so leicht zutage getreten wäre. Zum Beispiel kann ein Feilkloben beim Härten der Backen infolge Härtefehler einen kleinen Riß davongetragen haben. Diese schadhafte Stelle braucht sich nicht immer gleich bemerkbar zu machen, besonders wird das dann nicht der Fall sein, wenn der Feilkloben sachgemäß benutzt wird. Darunter ist zu verstehen, daß er die zu spannenden Stücke mit seiner ganzen Backenbreite faßt, also nicht einseitig beansprucht wird, und daß er nicht übermäßig, wie das hin und wieder geschieht, mittels Hammer oder Zange zusammengespannt wird, wenn zu diesem Zweck eine Flügelschraube vorhanden ist. In den letztgenannten beiden Fällen wird vielleicht der vorhandene, an und für sich belanglose Härteriß einen vollständigen Bruch des Werkzeuges herbeiführen, der bei normalen Verhältnissen sicher nicht vorgekommen wäre. (S. Abb.).

Selbstverständlich werden Werkzeuge, deren Fehler augenscheinlich sind, wie es dieser als Beispiel herangezogene Härteriß offenbar ist, von der Erzeugerfirma anstandslos zurückgenommen werden müssen, um durch ein besseres Stück ersetzt zu werden. Die betreffende Firma wird es sich, wie man wohl billigerweise annehmen kann, in Zukunft angelegen sein lassen, derartige Übelstände ihrer Erzeugnisse zu beseitigen. Das kann je nach der Art der Beanstandung geschehen durch bessere Überwachung des Personals, zweckmäßigere

Fabrikationseinrichtungen und dann Verwendung besseren Materials.

Aber nicht allein die durch Fabrikation entstandenen Werkzeuge sollen hier Erwähnung finden, vielmehr sei Aufgabe dieser Abhandlung, sich die Werkzeuge einmal anzusehen, die rein handwerksmäßig in jedem Betriebe entstehen und gebraucht werden. Es gehören hierzu: Meißel, Dorne, Döpper, Körner, Durchschläge, Schaber, Dreh- und Windeisen, Schraubenzieher u. a. m.



Es ist doch Tatsache, daß diese Werkzeuge, die eine so vielfache Verwendung haben, oftmals sachmännisch stark beanstandet werden müssen. Zwar muß das nach zweierlei Gesichtspunkten geschehen, einmal ist der Stahl, der für diese Werkzeuge zur Verwendung kommt, vielfach nicht nur wenig geeignet, sondern direkt ungeeignet. Dabei sind unsere Stahlwerke heute in der Lage, für jeden Gebrauchszweck die hierfür passende Stahlsorte abzugeben. Oft kann man gar nicht einmal sagen, daß derartige Stahlqualitäten, die etwa für Sonderzwecke, z. B. für Meißel, angeschafft werden sollen, teurer sind als die handelsüblichen, und selbst wenn das doch der Fall sein sollte, so wird sich der Meißel, aus Spezialmeißelstahl hergestellt, beim Gebrauch bedeutend billiger stellen als der, den man aus einem Material abgeschmiedet hat, das gerade in der Werkstatt vorhanden war. Es ist eben ein Unterschied, ob der Meißel nahezu unverwüstlich ist oder schon bei dem ersten Schlagversuch auspringt oder nicht „steht“. Die Berücksichtigung der Stahlqualitäten bei der Anfertigung von Handwerkzeugen sei also in allererster Linie dringend empfohlen, und zwar gilt dies nicht nur für Betriebe, die einen starken Verbrauch von Werkzeugen haben, sondern sei jedem, also auch dem Kleinbetriebsinhaber, empfohlen.

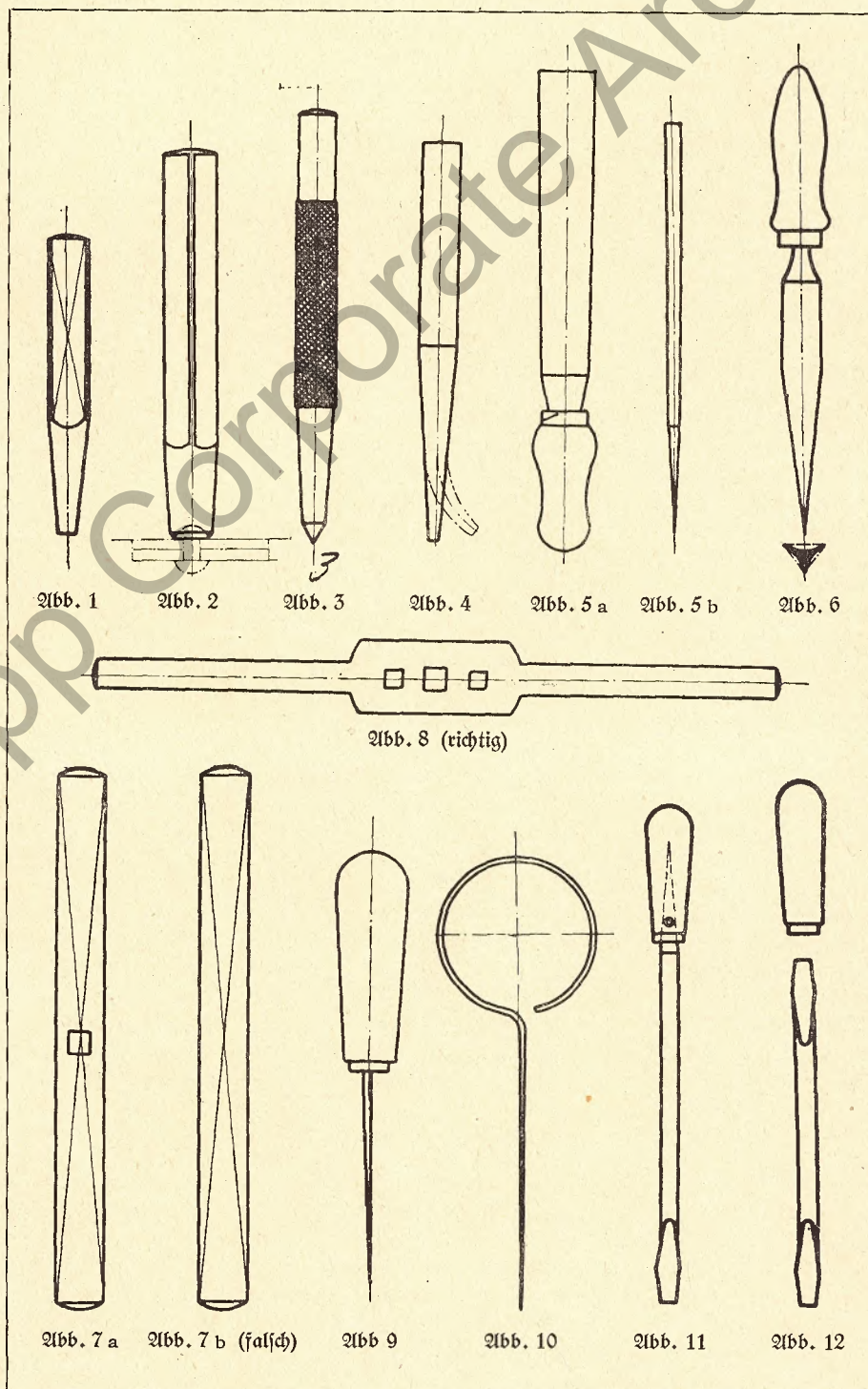
Nun sei aber angenommen, daß der geeignete Werkzeugstahl zur Stelle ist, und trotzdem kommt es vor, daß die mit den fertigen Werkzeugen gemachten Erfahrungen wenig befriedigen. Das liegt nun an der Behandlung des Stahles. Grundsätzlich ist folgendes dabei zu berücksichtigen: Die Materialstange wird zur Verarbeitung in Werkzeuge in die hierfür benötigten

Längen zerlegt; das kann entweder durch Sägen oder dadurch geschehen, daß die benötigte Länge rotwarm abgeschrotet wird. Unter allen Umständen verboten ist das Trennen von Stählen durch Kaltmeißeln und dem darauf folgenden Brechen. Es entstehen durch diese allerdings einfachere Trennarbeit an der Bruchstelle oft nicht mit dem bloßen Auge sichtbare Risse, die sich später bei dem fertigen Werkzeug dadurch unangenehm bemerkbar machen, daß der Durchschlag auspringt oder blättert. Dann darf das zu schneidende Werkzeug niemals wärmer gemacht werden als höchstens 750 Grad C., was etwa kirschrot ist. Geschmiedet wird mit kurzen, kräftigen Schlägen, und zwar so, daß der Stahl niemals sich umlegen kann, sondern stets in sich gestreckt wird.

Auch ein zu häufiges Warmmachen ist von Übel, weil bei jeder Warmbehandlung dem Stahl Kohlenstoff zugeführt wird, wodurch seine Güte abnimmt. Ist das Werkzeug fertiggeschmiedet, so läßt man es erkalten; danach glüht man das ganze Stück aus, um Spannungen zu vermeiden. Es folgt nun je nach der Art des Stückes die weitere Bearbeitung entweder durch Feilen, Drehstuhl oder Schmirlscheibe. Danach wird das Stück gehärtet. (Dieser Vorgang trifft für den Meißel nicht zu, vielmehr wird dieser unmittelbar nach dem Aus Schmieden hart gemacht und die Schneide auf der Schmirlscheibe hergestellt, wonach das Werkzeug sofort in Gebrauch genommen werden kann. Die Fertigung des Meißels mittels Feile, wie das so überaus häufig gemacht wird, ist falsch.) Das Härten der Werkzeuge ist eigentlich die schwierigste Arbeit der Werkzeugherstellung. Es erfordert große Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit. Die vielfach den Spezialstählen beigegebenen Härtevorschriften müssen im eigensten Interesse genau befolgt werden. Für das Härten von Werkzeugstahl sei noch folgendes angegeben:

Das Stück wird im gut vergastem Holzkohlenfeuer (Schmiedekohlen sind zum Härten wenig geeignet) langsam in Kirschrotglut versetzt. Ein zu schnelles Erhitzen ist nicht richtig, weil das Werkzeug innen und außen richtig durchgeglüht sein muß. Nun faßt man das Stück, bei kleinen Werkzeugen mit angewärmter Zange, und bringt es unter Vermeidung eines großen Luftweges schnell in die Härteflüssigkeit, in welcher es solange bewegt wird, bis die Glut abgelöscht ist. Es darf nun nicht etwa aus der Flüssigkeit herausgenommen werden, sondern es bleibt darin solange, bis es vollständig erkaltet ist. Dieses Verfahren trägt mit dazu bei, Härterisse zu verhüten. Die entstehen nämlich meist dadurch, daß

man das Werkzeug außen abgekühlt hat, während es im Innern noch warm ist. Kommt es nun so an die Luft, so kühlt es sich ungleichmäßig ab und zerreißt selbstverständlich. Nach dem Abkühlen ist es, abgesehen von einigen Stahlqualitäten, wo solches nicht nötig ist, erforderlich, daß man das Werkzeug anläßt. Das bedeutet, daß seine Härte, seinem Verwendungszweck entsprechend, gemildert wird. Das Anlassen wird auf verschiedene Art und Weise vorgenommen. Häufig hält man es über einen Bunsenbrenner und beobachtet an einer blankgeschmirgelten Stelle auf dem Stahl das Entstehen der Anlaßfarben, die der verlangten Härte entsprechen. Erscheint die betreffende Farbe, so wird das weitere Anlassen unterbrochen. Vielfach kühlt man



das Werkzeug nun in Wasser ab, ohne zu bedenken, daß dadurch der Stahl auch wiederum Schaden nehmen kann, nach dem schon benannten Prinzip, daß ungleichmäßige Wärme Stahlrisse und Sprünge verursacht. Es ist demnach richtig, wenn das angelassene Werkzeug ruhig weggelegt wird und erst nach vollständigem Erkalten zur Benutzung kommt. Es erübrigt sich wohl hier, die Anlaßfarben näher zu bezeichnen. Sie sind wiederholt genannt worden und in jedem technischen Werk einzusehen.

Beschäftigen wir uns nun mit fehlerhaften Werkzeugen, d. h. mit solchen, die durch Unachtsamkeit oder Unwissenheit falsch angefertigt worden sind. Zu näherem Verständnis des geschriebenen Wortes sollen einige Abbildungen hier aufgenommen werden.

1. Meißel. Zweckmäßig ist es, dieses Handwerkszeug aus einem kantigen Stahl herzustellen. Man hält und führt ihn dadurch besser. Es ist zu beachten, daß der Kopf etwas kegelig ausgeschmiedet wird, weil er dadurch länger gebraucht werden kann. Will sich der Kopf nach längerer Benutzung rosettenartig umlegen, so wird das Werkzeug sofort nachgeschmiedet, weil sonst beim Schlag leicht Stahlstückchen abspringen und den Arbeiter verletzen können. Die Schneide wird so breit wie der Schaft gemacht. Das geschieht, damit einmal der Schlag besser ausgenutzt wird, der sich in Richtung der Achse von dem Kopf auf die Schneide überträgt, und zum andern, daß der Meißel nicht seitwärts ausspringt. Man wähle den Zuschärfungswinkel des Meißels nicht zu groß. Es kann sonst der beste Stahl auspringen oder sich umlegen. Die Schneide darf auch nicht gerade hergestellt werden. Dadurch kommt es vor, daß der Meißel an den beiden Enden der Schneide ausspringt, welcher Umstand schon darauf hindeutet, wie die Meißelschneide beschaffen sein muß. Man stellt diese leicht gewölbt her oder schleift die Schneidenden etwas schräg nach innen ab.

2. Dorne. Man benutzt diese Werkzeuge, um etwa Bleche, die mehrfach übereinandergelagert zusammengeklammert werden sollen, aufzudornen. Es ist deshalb nötig, den Dorn nicht zu härten, damit er sich durch die oft sehr verschieden übereinander gekommenen Löcher hindurchtreiben läßt. Man darf den Dorn auch nicht zu gedrungen schmieden, vielmehr ist es richtig, wenn er möglichst schlank und lang aussieht. Die Fertigbearbeitung geschieht nach dem Schmieden mittels Feile, wobei darauf zu achten ist, daß er möglichst rund wird, andernfalls eckige Löcher die Folge wären (Abb. 1).

3. Döpper. Der Döpper ist ein Werkzeug, das sehr häufig falsch gemacht wird. Vielfach erhält der warmgemachte Stahl durch Schlagen auf einen kalten Nietkopf die Döpperform. Nachher wundert man sich, daß die mit diesem Werkzeug hergestellten Nietköpfe so schlecht ausfallen, was doch ganz natürlich ist. Ein Döpper wird gedreht. Das gilt nicht nur für den Maschinendöpper, sondern auch für das den gleichen Zwecken dienende Handwerkszeug. Die Döpperform wird durch einen der theoretischen Nietform entsprechenden Fassonstahl hergestellt. Dabei ist folgendes besonders zu beachten: Der Döpper darf nicht im Querschnitt eine vollständige Halbkugel bilden, sondern er ist an seinem Durchmesser einige mm zum Scheitelpunkt gerade geformt. Dadurch vermeidet man, daß das zu schlagende Niet Kneifringe bekommt und man fördert die Kopfbildung. Das Material wird durch diesen richtigen Döpper, ohne gekniffen zu werden, nach innen gestaucht (Abb. 2).

4. Körner. Am zweckmäßigsten ist es, den Körner,

nachdem man den Rundstahl vorne etwas ausgestreckt hat, auf der Drehbank fertigzustellen. Es empfiehlt sich bei diesem Werkzeug, wie übrigens auch bei den nachgenannten Durchschlägen, die Grifffläche zu kordieren. Es wird dadurch die Handhabung bedeutend erleichtert. Ist der Körner durch Drehen fertiggestellt, so wird er gehärtet und danach geschliffen. Hierbei ist folgendes zu beachten: Dreht man die Körnerspitze horizontal zur Schleifspindel, so wird sie niemals rund, was ja beim Körner so überaus wichtig ist, ausfallen. Erst wenn der Körner vertikal zur Schleifscheibe gehalten und geschliffen wird, entsteht eine kreisrunde Spitze (Abb. 3).

5. Durchschläge. Die Durchschläge haben die Aufgabe, z. B. einen Stift herauszutreiben oder durch ein Blech ein Loch zu schlagen. Diesen Aufgaben entsprechend muß ihre Herstellung sein. Der Durchschlag wird, damit er sich bei seiner Arbeit nicht umlegen kann, kurz und gedrungen gemacht. Es empfiehlt sich, den Durchschlag zu drehen. Man hat dadurch die Gewißheit, die Durchschlagsfläche kreisrund, winklig zur Achse und den kegelligen Teil des Werkzeuges im Mittelpunkt der Achse liegend zu erhalten. Alles Bedingungen, die den Wert und die Brauchbarkeit des Werkzeuges ausmachen. Man wird die Wahrnehmung machen, daß nur geschmiedete und gefeilte Durchschläge häufig abbrechen oder sich krummschlagen lassen (Abb. 4).

6. Schaber. Von diesen Werkzeugen unterscheidet man Flach-, Winkel- und Dreikantschaber. Sie haben die Aufgabe, beispielsweise Spindeln einzuschaben, ferner Flächen zu schaben und zu mustern und was dergleichen mehr ist. Ihrer Verwendung entsprechend müssen sie hergerichtet sein. Ihr Name ist insofern irreführend, daß sie eigentlich nicht schaben, sondern sogar schneiden müssen. Man erreicht dies bei dem Dreikantschaber dadurch, daß man die drei Flächen nach innen hohl herstellt, bei dem Flachschaber, daß man ihn nach hinten sich verjüngen läßt. Geschliffen wird der Schaber zweckmäßig auf dem Sandstein. Die Schmirgelscheibe hierzu ist wenig zu empfehlen, weil sie einen hierbei sehr unerwünschten Grat hinterläßt, der, selbst durch einen Abzugstein entfernt, das Werkzeug nicht unbedingt scharf werden läßt (Abb. 5 u. 6).

7. Dreh- und Windeisen. Diese Werkzeuge sind allerdings im Handel zu haben. Doch wird man sich auch im eigenen Betriebe Dreh- und Windeisen herstellen, deren Mängel bei der Selbstanfertigung deshalb hier kurz erwähnt werden sollen. Ein Windeisen darf nie zu langschenklig sein. Man verliert dadurch leicht das Gefühl für den damit geführten Gewindebohrer und bricht ihn ab. Die Schenkel sollten stets rund gemacht werden. Flache Schenkel erschweren die Handhabung. Die Vierkantlöcher der Windeisen zur Aufnahme der Gewindebohrer, Reibahlen usw. dürfen niemals größer sein, als die an den betreffenden Werkzeugen angelegten Vierkante sind. Es wird dadurch die Bruchgefahr des Werkzeuges erhöht (Abb. 7 u. 8).

8. Reißnadeln. Sehr zweckmäßig ist es, die Reißnadeln in ein Holzheft zu stecken. Es erleichtert dies sehr die Handhabung der sonst sehr schlecht in der Hand liegenden Nadel. Zu ihrer Anfertigung nehme man guten schwachen Stahl Draht, den man möglichst hart macht, damit die Nadel das Material kräftig ritzt. Will man ein Holzheft nicht gebrauchen, so empfiehlt es sich, eine großeöse zu biegen. Die Handhabung wird hierdurch erleichtert (Abb. 9 u. 10).

9. Schraubenzieher. Viele Arbeiter scheinen der Meinung zu sein, in dem Schraubenzieher einen Verwandten des Meißels zu erblicken. Anders läßt es sich nämlich nicht erklären, warum sie dem Schraubenzieher eine meißelartige scharfe Schneide geben. Der Schraubenzieher wird dem Schraubenschlüssel angepaßt. Er muß dessen Breite und Stärke erhalten. Damit der Schraubenzieher auch sehr fest sitzende Schrauben löst, gibt man ihm ein möglichst starkes, kräftiges Heft. Damit er sich in diesem nicht löst, wird er dadurch gesichert, daß er in dem Heft flach sitzt, was besonders für zweiseitig zu benutzende Schraubenzieher von Vorteil ist, oder man

zieht einen Stift durch Heft und Angel hindurch. Der Schraubenzieher wird so gehärtet, daß er mit der Feile noch angegriffen werden kann. Wenn er zu hart ist, bricht er aus, ist er zu weich, legt sich seine Angriffsfläche um (Abb. 11 u. 12).

Das wären im wesentlichen alle Werkzeuge, die immer wieder in der angedeuteten Weise falsch hergestellt oder behandelt werden. Es sollte den Verfasser freuen, wenn diese Abhandlung mit dazu beitragen würde, die wohl in jedem Betriebe noch vorhandenen fehlerhaften Werkzeuge auszumerzen oder zu korrigieren. Es wäre damit der Hauptzweck der vorstehenden Ausführungen erreicht.

Die Not lehrt — denken.

Was ist der Mensch, wenn seine Hauptbeschäftigung Essen, Trinken und Schlafen ist? — Ein Tier, nichts mehr!

Planmäßiges, folgerichtiges Denken unterscheidet den Menschen vom Tier. — Sicherlich ist auch dem Tier von der Natur aus die Fähigkeit des Denkens gegeben, jedoch fehlt ihm das Zusammenhängende, Aufbauende eines Gedankenganges.

So vermag man ein Tier wohl zu den verschiedensten Dingen abzurichten, die eine gewisse Denkfähigkeit voraussetzen, jedoch wird diese Dressur schon dann versagen, wenn dem Tier die gleiche Tätigkeit in abgeänderter Form oder unter anderen Verhältnissen zugemutet wird. In diesem Falle setzt die zusammenhängende Denkfähigkeit bei ihm aus — sein Gehirn ist nicht fähig, das Bindeglied zu dem neuen Gedanken, der sich folgerichtig aus dem ersten entwickeln mußte, zu finden.

Es muß eine der vornehmsten Aufgaben unserer Bildungsstätten — von der Volks- bis zur Hochschule — sein, diese in jedem Menschen schlummernde Fähigkeit des zusammenhängenden Denkens zu wecken, zu fördern und auszugestalten. — Es sind sicherlich nicht die schlechtesten Lehrer, die den Geist ihrer Schüler nicht mit totem Auswendiggelernten und bledem Formelkram belasten, sondern ihn schulen, nachdenkend schnell eines aus dem anderen zu entwickeln und abzuleiten.

Auswendig Gelerntes trocknet bald ein und geht dem Gedächtnis — zuweilen nicht einmal zu seinem Nachteil — verloren, während durch einen regen Geist selbst Gefundenes sich tief einprägt. Und selbst wenn es einmal verlorengehe, der Weg, auf dem es stets von neuem gefunden werden kann, ist für einen geschulten Geist ja schnell durchflogen.

Gewiß, viel tausende Menschen machen von dieser Gabe des zusammenhängenden Denkens herzlich wenig Gebrauch. Stumpf dösen sie in den Weltentag hinein. Nur zuweilen lassen sie sich in diesem tierischen Dahindämmern durch besondere Geschehnisse — öfter aber nur durch peinigende Not — aufrütteln und blicken dann mißgünstig auf diejenigen, welche den ihnen verliehenen Geist im Kampfe ums Dasein anzuwenden wußten.

Eben dieser Kampf um die Existenz hat im Laufe der Jahrhunderte die menschliche Denkfähigkeit von Stufe zu Stufe entwickelt und verfeinert. — Ein markantes Beispiel hierfür bildet die Entwicklung von Industrie und Technik. Man kann getrost behaupten, daß der größte Teil der Fortschritte in der Technik und damit in der Kultur aus Gedankengängen entstanden

sind, die wirtschaftlichen Bedürfnissen oder gar Nöten entsprangen.

Betrachtet man nur einmal die Entwicklungsgeschichte unserer Dampfmaschine, so erkennt man bald, daß sie nichts anderes darstellt als den zur Tat gewordenen Gedanken, den menschlichen und tierischen Körper aus der Fron der rohen Muskelarbeit zu erlösen — darüber hinaus aber auch ein folgerichtiges Suchen nach Mitteln ist, mit möglichst geringen Mengen von Brennstoffen große Leistungen zu erzielen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß sich die ersten Wattischen Dampfmaschinen der englischen Bergwerke in ihrem System und in ihrer Wirkungsweise kaum von unseren modernen Dampfmaschinen unterscheiden. Nur ist man im Laufe der Jahrzehnte durch Ausbau und geschicktere Anordnung der Einzelheiten bestrebt gewesen, den Kohlenverbrauch für eine bestimmte Leistung möglichst herunterzudrücken. Dies ist denn auch in der Weise gelungen, daß eine moderne Heißdampflokomotive bei gleicher Leistung mit etwa einem Zehntel der Brennstoffmenge auskommt, wie sie eine der ersten Wattischen Dampfmaschinen benötigt hat. — Die neuzeitliche Technik hat dem Maschinenbauer sogar weitere Mittel in die Hand gegeben, den Kohlenverbrauch der Dampfmaschine noch mehr zu verringern. Er wendet sie aber trotzdem nicht an. — Und warum nicht? Durch diese Mittel würde der Mechanismus derart verteuert, daß die Kohlenersparnis in sehr ungünstigem Verhältnis zu den Mehrkosten der Herstellung zu stehen kommen würde. — Aus diesem Gedankengange heraus wird die „Verbesserung“ nicht eingeführt, da sie wirtschaftlich nur eine Verschlechterung darstellte.

Das folgerichtige, wirtschaftliche Denken hat dann aber bald für die Kraftmaschine neue Entwicklungswege erschlossen. Wo Kohlengase vorhanden waren, entstanden Gastkraftmaschinen. Man lernte ferner Dieselmotoren bauen, die sogar Abfallteer in Kraft umwandelten. Bei letzteren hat die Entente durch ihr Bauverbot mit plumper Siegerfaust in die Weiterentwicklung eingegriffen — für erstere aber ist dem wirtschaftlichen Weiterentwicklungsgedanken vorerst noch keine Grenze gesetzt.

Auf unseren Hochofenwerken erleben wir eben einen Schritt auf diesem Wege: Die Abgase aus unseren Gichtgasmaschinen sind noch so heiß, daß man ihre Temperatur durch in den Auspuff eingespritztes Kühlwasser künstlich herunterdrücken muß, will man nicht die Auspuffleitungen rotglühend werden lassen. Auf diese Weise

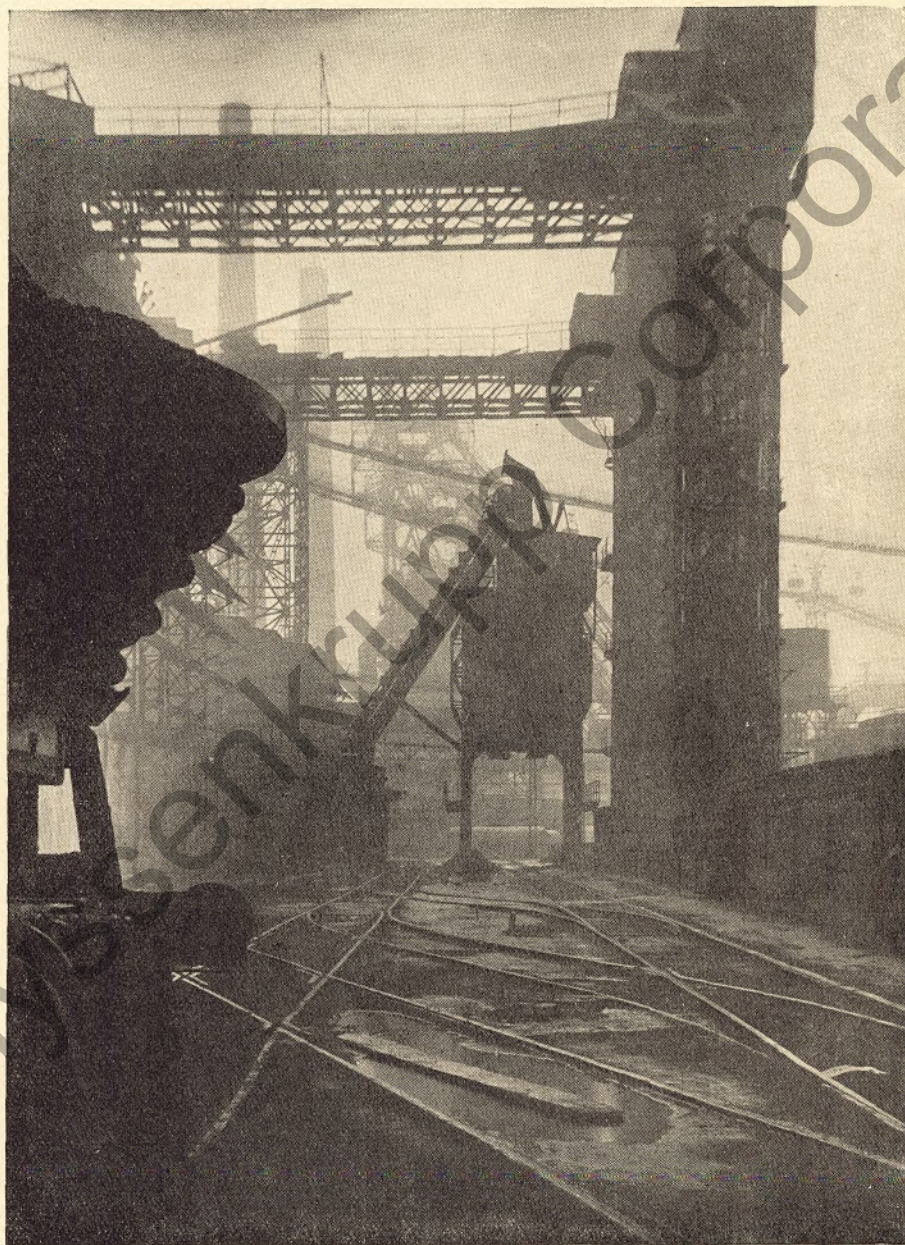
entsteht das im Industriegebiet zu beobachtende imposante Schauspiel der aus den Gaskraftzentralen ausgepufften gewaltigen Wasserdampfwolken. So schön dies auch sein mag — insbesondere wenn dann noch bei ruhiger Witterung wohlgeformte Dampfzungen aus der schneeigen Masse hervorschießen —, hier werden Millionenwerte an Wärme und damit an Kraft ungenützt in den Weltraum geschleudert. Einen derartigen Luxus konnten wir uns einst als reiches Volk erlauben; heute, wo uns die Entente nur einen Bruchteil unseres ehemaligen Kohlenreichtums gelassen und durch den Versailler Vertrag schier unaufbringliche Lasten auferlegt hat, sind wir gezwungen, auch die letzte Wärmeinheit für uns nutzbringend zu verwerten. Diese Erkenntnis hat dazu geführt, nunmehr eine Anlage zu bauen, bei der die heißen Auspuffgase unserer Großgasmaschinen zum Beheizen von Dampfkesseln Verwendung finden, die ihrerseits den Dampf zum Betrieb großer Dampfturbinen liefern sollen. So wird in

Zukunft durch die Auspuffwärme nicht mehr der Weltraum geheizt, sondern Elektrizität erzeugt werden, die in den Dienst der Menschheit tritt.

Die Not hat uns beim Kragen. Sie lehrt uns nicht nur beten, sondern auch — denken. Dürfen wir überhaupt die Hoffnung hegen, jemals aus dem augenblicklichen Jammer und Elend herauszukommen, müssen wir — im großen wie im kleinen — unsere gesunde Denkfähigkeit in den Arbeitsprozeß einschalten. Unsere Ingenieure müssen ersinnen, unsere Kaufleute rechnen, unsere Arbeiter sich aber voll Verständnis in die neuen Verhältnisse hinein-denken. Längst stehen wir noch nicht am Ende der Dinge, im Gegenteil, ungeahnte Möglichkeiten liegen noch vor uns — nützen wir sie aus, dann werden wir letzten Endes den Krieg dennoch nicht verloren haben.

Es ist der Geist, welcher siegt!

A. G'kirchen.



Soziale Berufe.

Von Marg. Brammerk,
Wohlfahrtspflegerin.

Als soziale Berufe bezeichnen wir alle jene, deren Aufgabe es ist, an der Hebung unseres Volkes auf wirtschaftlichem, gesundheitlichem und geistig sittlichem Gebiet mitzuarbeiten. Die berufsmäßige Mitarbeit der Frau ist eine der wichtigsten Aufgaben und einer der befriedigendsten Berufe, da es vermöge ihrer natürlichen Anlagen ihr ureigenstes Gebiet ist.

Wenn wir zurückblicken auf die früheren Jahrhunderte, so sehen wir, daß viele Frauen karitativ tätig waren, daß sie sich der Armen, Bedrängten und Notleidenden annahmen. Damals geschah alles als freiwillige Liebestätigkeit, wie wir es während des Krieges in großem Umfange auch selbst miterlebt haben. Von der freien und kirchlichen Liebestätigkeit ging die soziale Arbeit weiter auf die Behörden über, und zwar deshalb, weil unsere Zeit es als ein Recht des einzelnen ansehen gelernt hat, daß er für die Zeit wirklicher Not Hilfe von der Allgemeinheit beanspruchen kann; im Gegensatz zu früher, wo er auf die Bereitwilligkeit des Bessergestellten angewiesen war. Sache der behördlichen Wohlfahrtspflege nun ist es, allen den Familien zu helfen, die sich aus eigener Kraft nicht mehr helfen können. Aber wir dürfen nicht erst dann mit der Hilfe beginnen, wenn Mängel, Krankheiten oder sittliche Verwahrlosung eingetreten

Sichtaufzüge bei einem Hochofen.

Phot. Fritz Mielert, Dortmund.

sind. Dann würden wir nur sehr wenig erreichen. Die Wohlfahrtspflege hat die Aufgabe, sich der bedrohten Familien vorher anzunehmen, damit sie nicht der Armenverwaltung, den Heilstätten oder Krankenhäusern, Fürsorgeerziehungsanstalten zur Last fallen und damit dem Staate unendlich große Kosten verursachen. Je verwickelter die Verhältnisse des sozialen Lebens werden, um so unmöglicher wird es, Notstände irgendwelcher Art allein „mit dem guten Herzen“ und dem „gefüllten Beutel“ zu beseitigen. Wer helfen will, muß die Ursachen der Not, die Mittel und die Methoden zur Hilfeleistung kennen lernen, wie der Arzt, der heilen will, den Organismus, die Ursachen der Krankheit, die Mittel und Methoden zur Heilung kennen muß. Neben den Willen, recht zu handeln, müssen wir heute Kenntnisse setzen, den Weg dazu finden lernen, um so mehr, als die soziale Not durch den Krieg und seine Folgen aufs äußerste gestiegen ist.

Um Ihnen einen Einblick in die Tätigkeit einer Wohlfahrtspflegerin zu geben, will ich Ihnen einen Auszug aus meiner Arbeit geben. Die Arbeitswoche ist reich besetzt, ein bis zwei halbe Tage werden ausgefüllt durch die Mitarbeit in den Mütterberatungsstunden, die in den verschiedenen Stadtbezirken eingerichtet sind. Um den auskunft- und ratbedürftigen Müttern, Vormündern, Wohnungsinhabern Gelegenheit zur mündlichen Besprechung zu geben, hat die Fürsorgerin täglich ihre bestimmten Sprechstunden. Dann beginnt das eigentliche Tagewerk, das in der Hauptsache in Hausbesuchen besteht. An Hand der Meldungen von Meldeamt, Jugendamt, Gesundheitsamt, Hinterbliebenenfürsorge, Vereinen, nicht selten auch vom Amtsgericht, besucht die Fürsorgerin nun die einzelnen Familien. Hier heißt es nun oft, eine Mutter über die falsche Pflege und Ernährung ihres Kindes aufzuklären. Leider ist der Durchschnitt unserer Frauen nicht imstande, ein Kind richtig aufzuziehen, denn sonst dürften wir keine solch hohe Säuglingssterblichkeit aufzuweisen haben. Von einer gelernten Kinderpflege hört man bei den Müttern selten. Manche Mutter hat Glück im Aufziehen; bei der andern sind die äußeren Verhältnisse günstig; bei sehr vielen ist es aber leider so, daß man es darauf ankommen läßt. Glückt es, bleibt das Kind gesund und am Leben, so glaubt die Mehrzahl der Menschen, diese Mütter könnten etwas. Kommt die Fürsorgerin ins Haus, so sieht sie nicht selten neben dem Säugling im Korb, der oft in der dunkelsten Ecke des Zimmers steht, ein kleines Kind auf dem Boden krabbeln, schmutzig — steckt alles in den Mund und bringt damit die so gefürchtete Tuberkulose in tausend und abertausend Batterien

in seinen kleinen Körper hinein. Erst nach Jahren bricht dann die Krankheit aus. Die Mutter weiß ja nichts von der unsichtbaren Arbeit der Bazillen. Hier auf die Gefahren der Unsauberkeit, der schlechten Lüftung in der Wohnung aufmerksam zu machen, ist Aufgabe der Fürsorgerin. Sie geht nun in ein anderes Haus. Hier hat der Familienvater über Feuchtigkeit oder Ungeziefer geklagt; auch da läßt sich manches manchmal bessern oder ganz beseitigen. In einem anderen Hause ist die Frau durch viel Unglück, Krankheit, gleichgültig, unsauber, unordentlich geworden. Zu erkennen, was die Ursache des sozialen Elends ist, ist nicht immer leicht, ist aber notwendig, um helfend, ratend eingreifen zu können. In einer andern Familie ist der Mann bettlägerig, die Familie kommt mit dem Krankengeld nicht aus, da der Großvater noch zu unterhalten ist, vier Kinder ihre tägliche Milch und ihr Gemüse haben müssen, die Frau kann nichts verdienen, da sie infolge einer Operation noch schwach ist und doch auch genug mit der Pflege ihrer Familie zu tun hat. Die Fürsorgerin besorgt ihr für einige Zeit Milch, Geld



Phot. Fritz Mielert, Dortmund.
Schornsteine und Krangerüst (Dortmunder Union).



Vorfrühling. Ölgemälde von Erich von Perfall

für Gemüse, beschafft ihr auch eine Summe zur Vergleichung von Gasrechnung und Mietschuld. Wieder in einem anderen Falle fehlt es an Kinderwäsche für das zu erwartende Kind, die herrschende Teuerung macht die Anschaffung unmöglich. Nicht selten kommt die Fürsorgerin auch in die Lage, einer vom rechten Weg abgeratenen Frau zu helfen, wieder auf ehrliche Weise ihr Brot zu verdienen. Neben den Hausbesuchen steht die Vermittlung zwischen Familie und Krankenhaus, Wohlfahrts- und Armenamt, Vereinen, Schule, Arzt. Denn mit dem Hausbesuch verknüpft sich erst die eigentliche Arbeit: die Sorge um die Hebung der Familie. Oft sind Tage, Wochen notwendig, bis alles zur Zufriedenheit der Fürsorgerin erledigt ist.

Um aber mit sicherem Blick alle entstehenden Schäden in der Familie erkennen zu können, bedarf es einer gründlichen Ausbildung. Die Fürsorgerin muß selbst den Haushalt sehr gut verstehen; dazu ist nötig, daß sie sich mehrere Jahre im Hause betätigt hat. Ferner muß sie Kenntnisse in Kranken- und Säuglingspflege besitzen. Die Ausbildung kann nicht tief und vielseitig genug sein, denn je mehr die Wohlfahrtspflegerin gelernt hat, und je mehr sie sich mit eigenen Augen im Leben umgesehen hat, desto besser ist sie geeignet, andere zu beraten, anderen zu helfen. Die Wohlfahrtspflegerin muß die sozialen Verhältnisse der in Betracht kommenden Bevölkerungsschichten kennen, muß mütterlich fühlen und handeln, alle Erziehungsmittel kennen und selbst geistig frisch und regsam sein, um bei allen vorkommenden Schwierigkeiten den richtigen Weg und den rechten Takt zu finden. Sie muß ihre Empfindungen auf den fürsorgebedürftigen Menschen einstellen und ihn aus seinen Verhältnissen heraus verstehen lernen. Die Behandlung muß bei jeder einzelnen Familie individuell sein, und nur die Fürsorgerin, die mit feinem Gefühl und Gehör die Eigenart der betreffenden Familie herausempfindet, wird Fühlung mit ihr bekommen und Einfluß gewinnen. Es ist dies eine schwierige, aber auch befriedigende Tätigkeit, und wenn von 20 oder 30 Familien eine sich

hocharbeitet durch ihren Einfluß, dann wiegt die Freude hierüber all den Mißmut über die Erfolglosigkeit bei den anderen tausendfach auf.

Der soziale Beruf stellt an die geistige Qualifikation hohe Anforderungen: Takt, in allen Lebenslagen das Richtige zu treffen; pädagogisches Geschick, die Menschen erzieherisch zu beeinflussen; Gemüt und Herzenswärme, Gewandtheit und Freundlichkeit im Umgang, schnelle und sichere Urteilskraft, Energie und Umsicht; Aufopferungsfähigkeit im Dienste fremder Menschen. Die Sozialbeamtin darf nie fertig mit dem Lernen sein, denn das Leben bringt täglich Neues, und das Wesen der sozialen Arbeit verträgt kein starres Festhalten am Gelernten und Angeworbenen. Deshalb werden auch solche Wohlfahrtspflegerinnen, die von irgendwelchem Standpunkt voreingenommen sind und danach urteilen und handeln, nicht den Erfolg in der Arbeit haben, den sie der aufgewandten Kraft und Zeit ent-

sprechend sehen müßten. Das Haupterfordernis, Mensch zum Menschen sein, kann nicht erlernt werden. Ein schöner Beruf, ein Lebensberuf im tiefsten Sinn, aber auch einer, der viele Forderungen stellt; das Höchste wird nur die Fürsorgerin leisten, die sich das Motto zum Leitstern wählt: „Gib dich selbst.“

Wir wollen nun auf die Arten der sozialen Berufe eingehen. Sie sind ziemlich umfangreich und mannigfaltig, jedoch durch den Ministerialerlaß vom 22. Oktober 1920 in drei Hauptgruppen zusammengefaßt. Die drei Gebiete sind: Gesundheitsfürsorge, Jugendwohlfahrtspflege, allgemeine und wirtschaftliche Wohlfahrtspflege; so daß also am Schlusse der Ausbildung das Examen als Wohlfahrtspflegerin auf einem der drei Hauptgebiete abgelegt werden kann. Als Schulbildung wird verlangt der abgeschlossene Besuch eines Lyzeums oder der entsprechenden Klasse einer höheren Lehranstalt, einer Mädchenmittelschule oder höheren Mädchenschule. Absolventinnen der Volksschule oder solche, die keine abgeschlossene Schulbildung haben, können zugelassen werden, wenn sie sich vor dem Eintritt in die Wohlfahrtsschule einer wissenschaftlichen Vorprüfung nach staatlichen Vorschriften unterziehen. Wir haben uns oben klargemacht, wie notwendig eine möglichst vielseitige Ausbildung für den sozialen Beruf ist, und in Erkenntnis dessen sind auch die Bestimmungen des Ministerialerlasses betr. die Ausbildung der Wohlfahrtspflegerin. Es wird eine fachliche Berufsschulung vor dem Eintritt in die Wohlfahrtsschule gefordert, und zwar je nach der Wahl eines der drei Hauptgebiete.

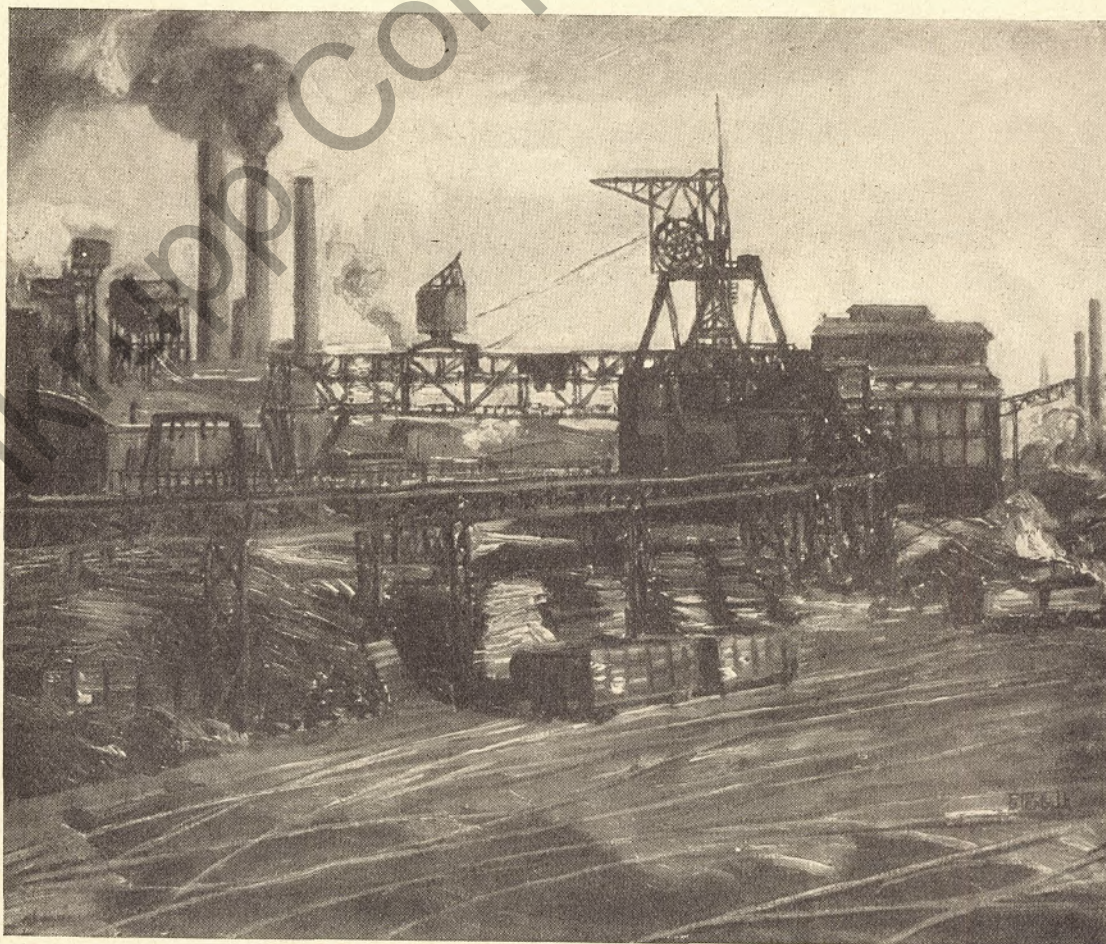
Für die Ausbildung der Gesundheitsfürsorgerin wird die staatliche Prüfung in Säuglings- oder Krankenpflege verlangt. Die Gesundheitsfürsorge umfaßt ganz allgemein das ganze Gebiet der Familienpflege. Dazu gehört: Mütter-, Säuglings- und Kleinkinderfürsorge, Schulkinder-, Tuberkulose-, Trinker- und Geisteskrankenfürsorge und Wohnungspflege.

Vorbedingung für Jugendwohlfahrtspflege ist entweder 1. die staatliche Prüfung als Kindergärtnerin,

Hortnerin oder Jugendleiterin oder 2. die staatliche Prüfung als wissenschaftliche oder technische Lehrerin. Als 3. Vorbedingung kann das Abschlußzeugnis einer zweijährigen Frauenschule oder der Besuch einer einjährigen Frauenschule mit nachfolgender einjähriger berufsmäßiger Arbeit in der Wohlfahrtspflege dienen. 4. kann der Nachweis einer dreijährigen erfolgreichen Tätigkeit in der Wohlfahrtspflege zum Eintritt berechtigen. Die Jugendwohlfahrtspflege befaßt sich mit Jugendpflege und Jugendfürsorge, Jugendgerichtshilfe, Fürsorge für sittlich Gefährdete, Gefängnisfürsorge, Fabrikpflege, Gemeindepflege, Landpflege, Wanderlehrfähigkeit. Die Leitung von Jugend- und Arbeiterinnenheimen sollte zweckmäßig in Händen von jugendpflegerisch vorgebildeten Kräften liegen.

Für die allgemeine und wirtschaftliche Wohlfahrtspflege wird als Vorbildung verlangt: Staatliche Prüfung als Kindergärtnerin, Lehrerin- oder Abschlußzeugnis einer Landpflegeschule oder wirtschaftlichen Frauenschule oder einer Gewerbeschule mit einjähriger Berufstätigkeit in der Wohlfahrtspflege. Auch berechtigt die Abschlußprüfung einer anerkannten Handelsschule mit einjähriger Berufsbildung oder statt dessen eine vierjährige erfolgreiche Berufstätigkeit dazu. Die allgemeine und wirtschaftliche Wohlfahrtspflege umfaßt die Berufsberatung in Verbindung mit Lehrstellenvermittlung, Arbeitsnachweis, Kriegshinterbliebenen- und Erwerbslosenfürsorge, Gewerbeinspektion als späteres Tätigkeitsfeld. Hat das junge Mädchen eine dieser genannten Vorbedingungen erfüllt, so kann nunmehr die Aufnahme in eine der staatlich anerkannten Wohlfahrtsschulen, wie wir sie in Düsseldorf, Köln, Aachen, Hamburg, Hannover, Berlin usw. haben, erfolgen. Der Lehrgang dauert zwei Jahre und ist für alle drei Gebiete der gleiche, da eine scharfe Trennung derselben im praktischen Leben nicht möglich ist, ja oft eins ins andere übergreift. Wenn z. B. ein 16jähriges Mädchen lungenkrank ist, also von der Gesundheitsfürsorgerin besucht und betreut wird, zugleich aber auch durch sein sittliches Verhalten der Beeinflussung eines charakterfesten Menschen bedarf, so ist es für die Gesundheitsfürsorgerin wichtig, wenn sie in Jugendpflege bewandert ist. Deshalb soll auch die Absolventin der Wohlfahrtsschule ein

Jahr als Praktikantin bei einer bewährten Wohlfahrtspflegerin arbeiten. Im Interesse der zu beratenden Familien sollen nur reife, nicht mehr ganz junge Menschen in diese Arbeit hineingehen; denn nur von Persönlichkeiten dürfen wir Erfolg in dem Sinne, wie die Tätigkeit geschildert wurde, erwarten. Da die Ausbildung für soziale Berufe auf andere Berufe aufbaut, so ist sie eine ziemlich kostspielige. Auch die Dauer der Ausbildung muß ins Auge gefaßt werden. Rechnen wir als Vorbereitung durchschnittlich zwei Jahre, dazu den zweijährigen Besuch der Wohlfahrtsschule und ein Jahr als Praktikantin gegen geringes Entgelt, so bedeutet das für manche Familie ein großes Opfer, wenn sie ihre Tochter diesen Beruf erwählen läßt. Dabei ist die sehr wichtige hauswirtschaftliche Betätigung nicht einmal bedacht. Man muß ferner bedenken, daß eine Sozialbeamtin nur in wenigen Fällen so hoch bewertet wird als wir es uns wünschen, besonders um all die erforderlichen Kräfte rege zu halten; denn wenn auch die große Lust und Liebe zum Beruf uns über vieles Ungemach hinwegsetzt, so verleiht die Anerkennung von seiten der Behörde doch ein großes Teil Spannkraft und Schaffenslust. Die Kämpfe um Gleichstellung in der Besoldung mit anderen gleichwertigen Berufen, wie z. B. der der Lehrerin, sind groß und erbittert gewesen und mancherorts noch nicht erledigt. Doch läßt die Entwicklung der letzten Zeit die Hoffnung aufkommen, nicht zuletzt durch das beharrliche, treue Arbeiten der Wohlfahrtspflegerinnen, unbekümmert um wirtschaftliche Vorteile, daß die Zukunft der in solch verantwortungsvoller Volksarbeit stehenden Frau pekuniär gesichert wird.



Beehe Rheinelbe, Selsenkirchen. Ölstudie von Erich von Perfall

Wie können wir unsern Kindern bei den Schularbeiten helfen?

Von Lehrer Alfred Seydliß.

Die Schule hat nach dem Osterfest begonnen und mit ihr Sorgen und Pflichten. Zwar sind die Sorgen der Kinder klein im Verhältnis zu denen, die der Erwachsene zu tragen hat, und doch wieder so riesengroß für das Kind selbst. Die erste Woche der Schulzeit vergeht wohl noch heiter und ungetrübt, aber wenn das Kind zum ersten Male nach Hause kommt mit der Nachricht: Heute haben wir Schularbeiten auf, beginnen die Sorgen. Die Aufgabe der Eltern ist es nun, diese Sorgen von den kindlichen Schultern abzuwälzen, ihnen tragen zu helfen. Aber wie das nun anfangen?

Denken wir einmal an uns selbst. Wir wollen vielleicht einen Brief oder etwas Ähnliches schreiben, jedenfalls also eine geistige Arbeit verrichten. Welche Vorbedingungen schaffen wir uns? Zuerst setzen wir uns einmal so, daß wir gut und bequem sitzen. Das Licht muß so sein, daß man auch genügend dabei sehen kann. Dann aber sorgen wir vor allen Dingen dafür, daß es um uns ruhig ist, daß wir nicht gestört werden durch irgendein Geräusch im Zimmer oder auf der Straße. Dann erst, wenn alles das geschehen ist, können wir wirklich geistige Arbeit leisten. Und geistige Arbeit ist auch die Arbeit des Kindes, und dementsprechend muß sie auch gewertet werden. Wie aber sieht es in den meisten Fällen aus, wenn die Kinder, namentlich die jüngeren, die Schularbeit machen? Da sitzen sie nicht etwa am Tisch, nur kniend oder stehend sehen wir sie vor dem Stuhl oder dem Fensterbrett, auf dem ihre Hefte ausgebreitet liegen, ihre Schularbeiten machen. Das ist die erste Aufgabe, dafür zu sorgen, daß ein ordentlicher Platz da ist. Wie häufig kommen Rückgratverkrümmungen vor, wie oft sehr früh Kurzsichtigkeit? Und dann schimpft man wohl auf die Schule, schlechte und enge Bänke u. dgl. m. Die Gesundheit der Jugend müßte doch all denen, die Kinder ihr eigen nennen dürfen, so sehr am Herzen liegen, daß sich diese einfachsten Gesundheitsregeln schon von selbst verstehen. Aber leider wird ja noch in unendlich vielen Fällen dagegen gesündigt. Und nun weiter. Es geht beim besten Willen nicht, daß Kinder ihre Schularbeiten machen, während womöglich die andern Kinder im selben Zimmer spielen. Daß es bei den Spielen nicht immer leise zugeht, weiß wohl jeder aus Erfahrung. Das arbeitende Kind ist aber nicht fähig oder nur in geringem Maße fähig, die Gedanken so zu konzentrieren, daß es nichts von dem Spielen hört und sieht. Schon Erwachsenen fällt es schwer; da sollen es Kinder, deren Konzentrationsfähigkeit ja noch in den Kinderschuhen steckt? Ein unmöglich Ding! Zu diesen rein äußerlichen Maßnahmen noch eins dazu: Wann sollen unsere Kinder ihre Schularbeiten anfertigen? Versuche, die man darauf hin anstellte, haben ergeben, daß die geistige Spannkraft, die Leistungsfähigkeit der Kinder zu den einzelnen Tageszeiten verschieden groß ist. Am Tage kann man da zwei Maximalpunkte verzeichnen, Zeitpunkte gesteigerter Leistungsfähigkeit. Der eine dieser Zeitpunkte liegt vormittags zwischen 9 und 11 Uhr. Diese Zeit scheidet ja von vornherein aus, weil wohl in den meisten Fällen diese Zeit in die Schulzeit fällt. Der andere Höhepunkt ist die Zeit zwischen 2 und 4 Uhr nachmittags. Nicht gleich nach dem Essen, auch nicht

gleich nach der Schulzeit sollen die Schularbeiten angefertigt werden. Einerseits bewahrheitet sich das Sprichwort: „Ein voller Bauch studiert nicht gern“ voll und ganz, anderseits sind die Kinder durch die Arbeit in der Schule angestrengt. Die Ermüdungstoffe, die sich in dem Gehirn des Kindes angesammelt haben, müssen fortgeschafft werden; das kann nur durch Ausruhen geschehen. Man lasse die Kinder also zuerst schlafen und halte sie dann dazu, ihre Schularbeit zu machen. Selbstverständlich wird es auch Kinder geben, die sofort ihre Schularbeit machen wollen. Diese soll man gewähren lassen oder sie allmählich dahin bringen, daß sie ihre Arbeiten zur gegebenen Zeit machen.

Und nun die eigentliche Hilfe selbst. Wie ist es wohl in den meisten Fällen? Da kommt so ein Junge nach Hause mit der Nachricht: Mutter, ich habe einen Aufsatz auf. Er setzt sich dann zur richtigen Zeit hin und überlegt, d. h. er kaut eine Weile am Federhalter. Die Gedanken wollen nicht kommen, und er läuft zur Mutter und fragt: Was soll ich denn bloß schreiben? Die Mutter hat etwas anderes vor und schickt ihn fort. So kaut er noch eine Weile auf seinem Federhalter herum, bis er wieder zur Mutter läuft. Die Mutter ist ja in den seltensten Fällen so hartherzig und wird ihren Jungen wieder fortschicken. Erst wird sie ihn wohl schelten, daß er so dumm ist, schließlich noch den Lehrer, daß er solche Aufgaben aufgibt, und zuletzt sagt sie ihrem Sprössling das, was er schreiben soll. Und Wort für Wort schreibt der Junge die Gedanken seiner Mutter, aber nicht seine eigenen.

Durch diese Hilfe erziehen wir die Kinder nicht zur Selbstständigkeit. Wohl können wir den Kindern Anleitungen geben. Wir sollen sie zum Beobachten erziehen, daß sie lernen, ihre Augen zu gebrauchen, daß sie lernen, die Vorgänge draußen und drinnen auch auszusprechen. Ich denke mir das etwa so: Der Junge hat den Aufsatz: Der Frühling kommt in die Stadt. Nun gehe ich mit dem Jungen durch die Straßen. Dort sieht man in den Blumengeschäften Veilchen, Schlüsselblumen; dort in den Geschäften schon das erste Frühgemüse; dort auf dem Balkon werden die Blumenkästen neu gestrichen und bepflanzt; da auf dem Platz werden die Bäume beschnitten, und selbst die Menschen haben Pelze und Wintersachen zu Hause gelassen. Das alles und noch weit mehr kann man dem Jungen nicht etwa zeigen, sondern selbst entdecken lernen, dann hat er Stoff für den Aufsatz genug.

Und genau so geschieht die Hilfe bei besonders schwierigen Rechenaufgaben. Nicht ausrechnen, nein, man opfere mal eine halbe Stunde oder eine Stunde seiner Zeit und führe dem Jungen die Regel vor, dann wird er die Aufgabe auch lösen können. Dazu werden aber vielleicht viele Eltern nicht imstande sein, weil ja meistens der Lehrer anders lehrt, als die Eltern gelernt haben. Da ist es dann notwendig, daß man auch mal hingehet in die Schule, nicht nur den Lehrer zwei bis drei Minuten spricht, sondern getrost in die Klasse geht und mal eine oder mehrere Stunden zuhört; dann weiß man, wie der Lehrer es „gemacht“ hat. Dann kann der Kontakt zwischen Eltern und Schule auch wirklich zustande kommen. Alle Eltern und Lehrer wollen ja doch ein

und daselbe: die Kinder zu Menschen im Sinne Pestalozzis heranbilden. Und doch gehen beide oft Wege, die vom Ziele weg- statt hinführen. Da ist eine solche Besprechung, ein Hospitieren der Eltern von großem Nutzen. Manche Schwächen und Fehler, innerlicher und äußerlicher Art, hat der Lehrer vielleicht bei den Kindern übersehen, da erst schafft die Unterredung mit den Eltern Abhilfe. Man redet soviel von Individualität und individueller Erziehung, und doch scheuen

sich die Eltern, Rücksprache mit dem Lehrer ihres Kindes zu nehmen. Beide kennen das Kind, beide kennen es nicht voll und ganz; sehr viel genauer aber lernen sie es kennen, wenn sie ihre Beobachtungen ergänzen. Dann kann auch der Lehrer bei Verteilung der Schularbeiten individuell verfahren. Und wenn das dann erreicht ist, dann haben die Eltern ihren Kindern die beste Hilfe bei den Schularbeiten geleistet.

Wissen und Unterhaltung

Die Blüchernichten

Roman von Hanns von Zobeltitz.

4. Fortsetzung.

So war die Stimmung im Schlosse von Krieblowitz höchst deprimiert, und selbst das Nestkücken, die Lore, hatte verheulte Augen.

Draußen goß es in Strömen. Der Sturm sauste und brauste um die Dächer, und die mächtigen alten Parkbäume bogen sich wie Strohhalme.

Trotzdem tauchte kurz nach dem schweigsam eingenommenen Mittagssnack plötzlich der Herr von Bause auf. Die Giesemädchen standen in einer der tiefen Fensterbänke der Vorhalle und schauten auch trübselig auf das Unwetter draußen hinaus, als er, in einen mächtigen Reitermantel gehüllt, erschien. Wollte sich nach dem Befinden Seiner Durchlaucht erkundigen, sagte er. Sie antworteten, gaben Auskunft, bald die eine, bald die andre; nur die Lore schwieg. Also: Durchlaucht ging es nicht gut; die Abreise sei beschlossen. Auch von dem Wiener Brief erzählten sie, und er machte bedauernd oh und ah —

In der Halle war ein ewiges Kommen und Gehen. Die Diener schleppten schon Gepäckstücke und Koffer. Auf einen Augenblick erschien die Frau Fürstin auf der Treppe, um Anordnungen zu geben; der Koch kam mit ein paar Anfragen wegen des Reiseprovianten. Dann rief Mama Giese nach den Töchtern; gleich darauf stürmte der Doktor Bieseke herein und verlangte nach einem Reitpferd, wollte selber zur Stadt nach der Apotheke ...

So gelang es dem Herrn von Bause, die Lore auf einen kurzen Moment von den andern zu trennen. Und er bat hastig: „Ich muß Sie allein sprechen, gnädiges ... liebes Fräulein Lore. Muß — muß!“ Es klang wohl so treuherzig dringend, daß sie nickte: „Ja! Ja!“

„Aber wo, liebes Fräulein Lore? Hier im Schloß ist's ja unmöglich — jetzt!“

„Also draußen!“

„Ach, da gießt's mit Mollen.“

„Schadet nichts, wenn es sonst sein muß.“

„Ja ... muß! Muß! Aber wo?“

Einen Augenblick nur überlegt sie. „Im vorderen Stall. Gleich voran.“

Er wollte ihre Hände nehmen, aber sie litt's nicht. So fragt er nur: „Wann?“

„Ich bin in fünf Minuten dort!“

Als sie treppauf lief und über die Korridore und in ihrer Stube einen Mantel überhing und ein Tuch wuschlich um den Kopf wand, kamen ihr wohl Bedenken und Gewissensbisse. Aber tief gingen sie nicht. Denn sie

sah das ein: er mußte sie sprechen. Hatte es ja selber gesagt: Mußte! Mußt! Und was war denn dabei? Was konnte denn dabei Schlimmes herauskommen? Er war doch ein Ehren- und Edelmann. Am End' kam gar nichts heraus ... dann mußte das auch gut sein. Am End' aber ... nun man konnte nicht wissen ...

Es waren nur knapp hundert Schritte bis zum Stalle. Doch auf dem Hofe stand das Wasser, daß sie bis über die Knöchel einsank, und es goß, daß Mantel und Kopftuch triefen, als sie die Stalltür hinter sich zuschlug. Sie fühlte, wie die Stirnhaare klebten, und sie hatte die dumpfe Empfindung: schön siehst du nicht aus. Und dachte dazu: Nu — wenn schon!

Er stand bereits an der Futterkiste, kam nun hastend auf sie zu: „Sie Gute! Wie ich Ihnen danke!“

„Schnell nur! Schnell! Was soll's? Da bin ich — was wollen Sie mir denn Wichtiges sagen? Bei dem Wetter!“

Er versuchte wieder, ihre Hand zu fassen. Aber sie ließ es nicht zu, spritzte lachend das Wasser von den Fingern ab, daß die Tropfen flogen.

„Wissen Sie denn nicht, daß ich Sie lieb habe?“

Nun hatte sie sich auf die Futterkiste geschwungen, ließ die Füßchen herabhängen, unter denen sich sofort kleine Lachen bildeten, legte den rechten Zeigefinger an das Stupsnäschen wie nachdenklich und meinte: „Manchmal ist's mir freilich schon so vorgekommen. Aber das ist ja Unsinn.“

„Wieso Unsinn?! Liebe, liebe Lore ...“

„Liebe ... liebe? Was erlauben Sie sich, mein Herr!“

Da sah er plötzlich neben ihr. Sie rückte zwar eilends bis zum äußersten Ende der langen Kiste, aber er rückte ihr nach.

„Könnte mich die Lore denn auch ein bißel lieb haben?“

„Ein bißel? Ja, ich glaub' wohl. Aber das reicht nicht.“

„Aus dem bißel würde bald mehr, sehr viel werden.“

„Oho! Woher wissen Sie das so bestimmt?“

„So etwas fühlt man. Lore, liebe Lore, nun geben Sie mir Ihre Hand ... ja, und lassen Sie sie mir ... für das ganze Leben!“

Sagte es, hatte schon den Arm um sie gelegt. War wieder der Husar von ehemals. Alt-Blücher hätt' seine Freude an ihm gehabt. Hielt sie fest, als sie sich sträuben wollte, und küßte sie.

Da hielt sie stille — und es hat nur eine Atemlänge gewährt: da küßte sie ihn wieder —

Eine Weile saßen sie so, eng umschlungen und pitschnaß und tropfend. Auf dem Dach klopfte der Regen, die Gänge raschelten und klickten mit den Halfterketten. Aber die beiden merkten nichts davon. Sie hatten Besseres zu tun.

Dann, mit einem Male, machte sie sich frei. Wischte sich mit der umgekehrten Handfläche über das Mäulchen und sagte: „Das war fein. Aber nun ist's auch genug!“

„Kann gar nicht genug werden.“

„Erlauben Sie, Herr von Bause, darüber hab' nur ich zu bestimmen. Ein für alle Male.“

„Das wollen wir der Zukunft überlassen. Aber Herr von Bause — das geht nicht mehr. Alexander heiß ich.“

„A—lex—ander. Das ist viel zu lang.“

„Richtig. Also Lexi! Kurzweg Lexi!“

„Lexi ist hübsch.“ Sie glitt von der Riste, machte einen feierlichen Knicks und sagte mit spitzen Lippen:

„Bitte, Lexi, wie machen wir nun unsre Dummheiten wieder gut?“

„Sehr einfach. Ich gehe sofort zu der gnädigsten Frau Mama . . .“

Mit drolligem Entsetzen schlug sie die Hände zusammen. „Lexi, das ist einfach unmöglich. Du kennst unsre Mutter nicht. Die läßt sich nicht in ihre Töchter hineinmischen!“

„Was? Hineinmischen . . . was ist das?“

„Sehr einfach. Wir dürfen nur der Reihe nach heiraten. Also erst Luise, dann Julie. Bei Fietchen und Lotte ist die Sache schwierig, weil sie Zwillinge sind. Ich aber als Jüngste komme ganz zuletzt heran. Ordnung muß sein, sagt Mama.“

„Aber das ist ja — mit Permission — das ist ja Unsinn.“

„Finden wir auch — mit Permission zu sagen. Und Onkel Blücher hat's auch gefunden. Mußt alles nichts. Wenn du mich wirklich zur Frau willst, was ich sehr nett und ebenso leichtsinnig von dir finde, mußt du warten, bis Luise, Julie, Sophie und Charlotte unter die Haube gekommen sind. Das wird sicher sehr lange dauern, dafür werd' ich aber inzwischen auch sehr verständig werden.“

„Halt ich nicht aus —“

„Ja . . . so seid ihr Männer. Erst schwört ihr ewige Liebe, und dann haltet ihr's nicht aus, so etwa zehn Jahre zu warten. Ich würde dann siebenundzwanzig Jahre sein, damit du's weisst, Lexi, und vielleicht seh' ich dann immer noch ganz passable aus.“

Jetzt ist er auch von der Riste gesprungen, hat seine Hand in ihren Arm geschoben, und sie gehen langsam in der Stallgasse auf und ab.

„Lieber Himmel, das sind ja nette Aussichten, Vore. Ich ungeduldiges Menschenkind soll zehn Jahre warten? Soll warten, bis du siebenundzwanzig Jahre und sehr vernünftig geworden bist. Wo ich doch grad deine Jugend und deine holde Unvernunft so lieb hab'.“

„Vernünftig würd' ich vielleicht — ich weiß nicht recht — in der Ehe auch und älter gewiß. Und dann hättest du erst recht die Bescherung. Weisst du was: Gib's auf!“

„Untersteh dich!“ Zärtlich-böse drückte er ihren Arm, daß sie leise aufschrie: „Du Grobian!“

„Schön, da soll einer nicht grob werden! Ich werd' doch zu der gnädigsten Frau Mutter gehen —“

„Nein — nein!“

„Ja — also —“

„Das weiß ich selber noch nicht. Aber wenn du artig und nett bist, Lexi, und mir feierlichst versprichst, mich

immer sehr lieb zu haben, auch noch mit siebenundzwanzig oder dreißig Jahren — älter werd ich sicher nicht — und auch, wenn ich wider Erwarten sehr vernünftig werden sollte . . . ja . . . dann werd' ich die Affäre schon zurechtbiegen.“

„Ach was — du! Du liebe Unvernunft! Da pack' ich dich lieber ein und entführ' dich!“

„Wollt' ich mir ausgebeten haben. Nein, mein guter Lexi. Ich will in allen Ehren geheiratet sein. Von der Frau Mama gesegnet und von Schleiermacher getraut. Da gibt's kein Abhandeln.“

Er sah ihr ins Gesicht und sah da ein kleines troziges Fältchen zwischen den Augenbrauen. Sie hatte doch Willen, die geliebte Kleine

„Nur etwas Geduld mußt du haben. Weisst du was: komme bald einmal nach Berlin. Inzwischen hab' ich mich mit der Mama auseinandergesetzt. Vielleicht hilft uns auch Onkel Blücher — und vielleicht der Zufall.“

„Zufall ist gut — da kann man lange warten.“

„Zufall ist sogar sehr gut. Du . . . wir hatten mal Billette geschenkt bekommen zum Don Carlos. Weisst du: von Schiller. Da hab' ich mir einen Vers gemerkt: ‚Den Zufall gibt die Vorsehung. Zum Zwecke muß ihn der Mensch gestalten.‘ Denk mal nach: zum Zwecke! Unser Zweck ist doch gut und schön?“

„Freilich — aber —“

„Kein Aber, bitte ich mir aus. Mit den Abers, Aber darfst du mir nicht kommen. So — und nun will ich dir erlauben, mir noch einen Kuß zu geben. Das vorhin, das galt nicht. Jetzt kommt der richtige Verlobungskuß!“ Und sie reckt sich, steht auf den Fußspitzen vor ihrem blonden Riesen, spitzt das süße Mäulchen —

„Uff!“ sagt sie dann. „Küssen kannst du, Lexi. Das ist immerhin etwas!“ Nickt ihm zu und rennt hinaus in den Sturm und den Regen, dem Schlosse zu. Und ist so glücklich — so glücklich — —

* * *

Was die Frau Gräfin aus Wien geschrieben, ist die Wahrheit gewesen. Und doch nicht die volle Wahrheit. Zwar war Luise nicht in Lebensgefahr, und auch das Auge, das zuerst bedenklich erschien, ist gerettet worden. Aber sie lag doch noch fest, fieberte bisweilen in den Abendstunden — und das Brandmal entstellte das schöne Gesicht auf das furchtbarste. Raum wieder zu erkennen war sie, wenn man sie von der Seite betrachtete. „Geduld, gnädigste Gräfin!“ tröstete der Arzt. „Ganz auszutilgen wird's kaum sein. Aber besser — ja besser wird's sicher.“

Geduld hatte Luise in den schweren Tagen bewiesen und rührende Dankbarkeit gegen die zärtliche Pflegerin, die sie immer wieder mit besorgten Mutterblicken betrachtete und zu ihr auch war, wie nur eine Mutter sein kann. Doch wenn Frau von Dachroeden kam, dann war's manchmal mit Luises Geduld zu Ende. Dann griff sie krampfhaft nach den kleinen zarten Händen und bedeckte sie mit heißen Küßen. Hätte wohl gerne geweint, aber mußte auch das meiden: jede Bewegung im Gesicht machte schreckliche Schmerzen, solange noch der Verband lag.

Daß sie die Brandwunde so schwer, vielleicht dauernd, entstellte, wußte sie nicht. Zu ihr sprach der Arzt, sprach die sanfte Gräfin, sprach die zierliche Frau ja immer nur davon, daß vielleicht vorerst einzelne rote Flecken bleiben, daß aber auch die bald verbleichen würden. Sie glaubte so gern, was sie sagten. In allem Leid dünkte

sie sich ja doch ein Glückskind. Täglich stand ja an ihrem Schmerzenslager ein frischer duftender Strauß der herrlichsten Blumen, täglich klopfte ihr Franz an die Türe, und wenn er auch nicht hereindurfte, so durfte er doch einen Spalt öffnen, daß sie seine Stimme hören konnte. Und seine Mutter war um sie, streichelte sie mit sanften Händen, bestellte ihr Grüße und nannte sie „liebes Töchterchen“.

So ist der Tag gekommen, wo der Arzt den Verband abnahm. Sagte: „Ist ja sehr gut, sehr schön, Baronesse. Man kann wirklich gratulieren, daß das so abgelaufen ist. Hätte schlimmer kommen können. Das Auge ist ganz klar.“

Das fühlte sie auch: sie sah mit den Augen so scharf wie früher. Ein neues Glücksempfinden wallte in ihr auf. Wohligh dehnte sie sich, als der alte Arzt, von der Gräfin hinausgeleitet, gegangen war. Fast wie plötzlich genesen kam sie sich vor.

An die Heimat dachte sie. Sie wußte aus einem Briefe Sophies, den ihr die Frau von Dachroeden vorgelesen, daß Mutter und Geschwister in Krieblowitz waren. Sie konnte sich hineinträumen, wie sie sich dort wohl fühlten, freute sich darüber. Eine schier unwiderstehliche Lust, eine kurze Zeile an Sophie zu schreiben, wenige Worte, einen Scherz, der doch so schönen seligen Ernst umfassen sollte. Schreiben wollte sie: „Sorge dich nicht weiter. Mama braucht nicht in ihre Rangen hineinzumanschen. Es geht alles der Reihe nach. Unsere gute Julie zählt ja leider nicht, ist hoffnungslos. Und die Älteste ist glücklich untergebracht! So glücklich!“

Drüben auf der schönen Barockkommode stand, sie wußte es, eine Kassette mit Briefpapier, Tinte und Gänsekiel, Streusand und Siegellack. Warum sollte sie nicht gleich schreiben? Je eher, desto besser. Also hat sie sich aufgerichtet, sich langsam aus dem Bett geschoben. Es ging ganz gut. Es ging vortrefflich. Lachen hätte sie mögen. Was sie wohl daheim sagen würden! Ob Sophie ihr glaubte? Ei gewiß: sie glaubte. Man glaubt immer an gute Nachrichten.

So stand sie an der Kommode, klappte den Deckel auf. Der Deckel trug inwendig einen Spiegel. Und da über-
rann sie plötzlich wieder eine unwiderstehliche Lust: sie

wollte doch zuschauen, wie sie ausähe — Sah in den Spiegel, schrie laut auf — und brach ohnmächtig zusammen.

Auf dem Teppich liegend, die Hände vor dem Gesicht, die Gestalt wie in ungeheurem Schmerz zusammengekrampft, fand sie die Gräfin. Der Kassettendeckel war aufgeschlagen, der Spiegel glänzte — sie ahnte, tief bestürzt, sofort den Zusammenhang. Alle Spiegel im Zimmer hatte sie vorsichtig entfernen lassen. An diese unselige kleine Scherbe hatte niemand gedacht.

Die Dienerinnen wurden gerufen, Luise zu Bett gebracht. Sie widerstand nicht. Sie stammelte nur unverständliche wirre Worte.

Am Abend stellte sich hohes Fieber ein. Der Arzt kam noch einmal, hatte bedenkliche Miene. Die Patientin wimmerte unaufhörlich, sprach in wilden Phantasien. Von dem Fest bei dem russischen Botschafter, von dem Alleinsein mit dem Geliebten im Wintergarten und wie er sie durch die Flammen getragen. Wirr, ohne Zusammenhänge, alles durcheinander. Nur sein Name klang immer wieder schmerz-
erfüllt auf und dann ein jäher Schrei: „Alles vorbei“ — „alles vorbei . . .“

Tag und Nächte hat sie so gelegen. Sie sah nicht mehr die Blumen, die er sandte. Sie hörte nicht mehr seine Stimme, wenn er leise an die Tür pochte. Nur daß sie manchmal nach den Händen der Gräfin haschte, sie fest, wie hilfesuchend, umklammerte. Ganz schmal

war ihr Gesicht geworden, und die rote Brandwunde, über die sich allmählich ein dunkler Schorf breitete, lag noch unheimlicher und entstellender über Wange und Hals.

Endlich sind kurze lichte Momente gekommen. Sie hat die Umgebung erkannt, hat auch einmal den Strauß auf dem Tisch neben ihrem Bett gesehen, hat nach ihm gefaßt, aber die Hand gleich wieder zurückgezogen. Verlangte ein andermal nach einem Spiegel, so stark, daß die Gräfin sich schließlich nicht mehr weigerte. Doch als sie den Spiegel in Händen hielt, wagte sie nicht hineinzuschauen, ließ ihn fallen. „Nie — nie — nie!“

Immer wieder sprach ihr die gütige Gräfin gut zu, kam die zierliche Frau von Dachroeden, ihr Trost zu bringen. Immer wieder lächelste sie trübe und brach

Höher hinauf!

Du darfst dich nicht nach unten vergleichen:
Hinz und Kunz sind leicht zu erreichen,
Müller und Schulze sind bald übertroffen —
Halt dir den Blick nach oben offen!

Heinrich Seidel.

Man sollte beinahe behaupten, daß Neid der menschlichen Natur eigen sei, doch versteht sich, nicht jener allgemeine, niedrige, welcher so tief herabwürdigt. Schon die Bewunderung einer Kunst, eines Talents, oder was es sei, führt gewöhnlich den leisen Wunsch mit sich, es auch zu besitzen. Und durch gute Erziehung ist dieses Gefühl gewiß ein großes Mittel, die menschlichen Kräfte zu einer gewissen Vollkommenheit zu erheben.

Schiller, mündlicher Ausspruch vom 21. März 1801
(Frau v. Wolzogen, „Schillers Leben“).

Ich glaube, daß die Quelle des meisten menschlichen Elends in Indolenz (Gleichgültigkeit) und Weichlichkeit liegt. Die Nation, die die meiste Spannkraft hatte, war auch allezeit die freieste und glücklichste. Die Indolenz rächt nichts, sondern läßt sich den größten Schimpf und die größte Unterdrückung ablaufen.

Georg Christoph Lichtenberg
(„Bemerkungen vermischten Inhalts“, I, 159).

dann in Tränen aus. „Nie — nie — nie!“ wiederholte sie. „Nie darf er mich wiedersehen!“

„Kind, schätzt du meinen Franz denn so klein ein?“ fragte die Gräfin endlich ernst. „Nimmst du an, daß er nur deine Schönheit geliebt hat? Wie unrecht tust du ihm. Ein Mann wie er liebt nicht das Gesicht. Die Seele liebt er, den ganzen Menschen!“

Doch sie schüttelt den Kopf.

„Sieh, liebe Tochter, Schönheit ist immer vergänglich. Armselig, wer sich an sie allein hängt. Wir Frauen müssen uns daran gewöhnen, daß wir altern, daß die Schönheit verblüht. Oft bleibt der Mann jünger. Weh beiden, wenn darüber das Glück zerbricht. Es darf nicht brechen. Auch die alternde Frau, mein' ich, hat immer Mittel und Wege, sich ihres Mannes Liebe zu erhalten. Seine treue Kameradin wird sie halt — und das ist das Höchste.“

Doch Luise schüttelte den Kopf.

„Ein paar Tage noch, und du wirst aufstehen können, Luise. Drüben auf dem Lehnstuhl sollst du sitzen und ihn empfangen, den Franzl. Dann wirst du sehen, wie er dich liebt. Jetzt und für immer.“

Da schlug sie die Hände vor das Gesicht: „Nie! Nie! Er darf mich nie mehr sehen!“

„Geliebtes Kind, verzeih: du frevelst. Als eine Prüfung eurer Liebe, von Gott gesendet, solltest du's nehmen. Und sieh: es bleibt doch auch nicht so, wie es ist. Die Wunde heilt ja schon ab. Eine Narbe wird bleiben, aber sie bleicht aus, sagt der Kaiserliche Rat.“ Sie versuchte, zu scherzen. „Muß dich der Franzl halt von der andern Seite anschauen, wenn er etwas besonders Schönes sehen will.“

„Nie! Nie! Nie!“ Sie stöhnte auf. „Er soll sich nicht zwingen. Er würde sich zwingen, und das ertrüg' ich nicht!“

* * *

Wenige Tage später war es, am 7. März. Da kam der Graf schon in der Morgenstunde in das Haus der Mutter gestürzt. „Das Unglaubliche ist wahr geworden. Napoleon ist aus Elba entflohen,“ rief er in höchster Erregung. „Heut nacht ist die Nachricht eingetroffen. Ich muß gegen Abend mit Depeschen zur Armee!“

Sie hat ihre Arme zärtlich um die beiden Schultern des Sohnes gelegt. „Der Unselige! Neuen Krieg wird er über Europa heraufbeschwören!“

„Pah, Mama, man wird ihn halt gefangennehmen, sobald er das Festland betritt. Ich zweifle nicht daran. Aber das ist mir gleichgültig — Luise will ich sehen und sprechen!“

„Ich erwartete nichts andres. Gestern abend ist übrigens die Mutter eingetroffen — sie ist bei ihr. Ganz gefaßt.“

„Mama, es eilt!“

„So warte hier — und erschrick nicht allzusehr.“

Sie hatten so oft und so viel über Luise und ihr Aussehen und all ihre Furcht und Sorge gesprochen, daß er hätte ruhig bleiben sollen. Aber nun, unmittelbar vor dem Wiederschauen, überfiel ihn eine herzbellemmende Angst. Wohl war er seiner selbst sicher. Doch, während er, von Unruhe gepeitscht, im Zimmer auf und ab schritt, kam immer wieder die Frage: „Wie wird die liebe Arme, Armste aussehen? Ist wirklich all ihre Schönheit hin, zerstört? Zerstört in einem grausamen Augenblick!“ Er sah sie wieder vor sich, prangend im duftigen Tanzkleide mit dem entblößten schneeigen Halse; das Gesicht in blühender Jugendfrische — das Gesicht — dies geliebte Gesicht —

Die gute, gütige Mama stand in der Tür: „Komm!“ sagte sie leise. Und wie er sich wandte, legte sie noch einmal die Arme um seine Schulter: „Es wird ihr so schwer, Franz . . .“

Luise sitzt in einem tiefen Lehnstuhl, neben ihr stand ihre Mutter. Über die verletzte Gesichtshälfte hatten mitleidige Hände eine Schleierhülle gezogen. Hoch oben im Haar war sie mit einer Agraße der Gräfin festgesteckt, unten am Halse verlief sie in einem Spizentuch.

Sie saß tiefgebeugt. Als der Geliebte eintrat, schreckte sie auf, hob die Arme ihm entgegen, ließ sie gleich wieder sinken. Wie hoffnungslos, mit einem leisen, zitternden Wehlaut.

Er stürzte ihr zu Füßen, riß ihre Hände an sich, bedeckte sie mit heißen Küssen. Richtete sich auf, streichelte sanft ihre linke Wange, strich ihr über das schöne Haar. Sagte dann, leise und zärtlich: „Meine liebe, liebe Luise! Wie mußt du gelitten haben . . .“ Und noch einmal: „Du liebe, liebe Luise!“

Wieder war sie in sich zusammengesunken, duldete seine Zärtlichkeit, aber erwiderte kein Wort, lehnte den Kopf matt an einen der beiden Seitenflügel des tiefen Stuhls.

Es war, als kämpfe sie einen schweren inneren Kampf. Bis sie plötzlich jach rief: „Du sollst dich nicht täuschen. Ich will dich nicht täuschen. Du mußt es sehen!“

Und sie riß den mitleidsvollen Schleier herab —

Er taumelte zurück. Trotz aller Vorbereitung, trotz aller Selbstbeherrschung stöhnte er schwer auf.

Die beiden Mütter eilten, die schützende Hülle wieder zu ordnen. Die Hände der Gräfin bebten, und der harten Frau von Giese rannen die schweren Tränen über die Wangen. Sie küßte die Tochter auf die Stirn, flüsterte: „Mein Sorgenkind —“

Schon aber hat sich Franz Martinez gefaßt. Er lächelt.

Er kann lächeln —

Ganz ruhig zieht er sich einen Sessel heran, setzt sich dicht neben Luise, nimmt wieder ihre Hand. Sie will ihm wehren, sie sagt mit schier verlöschender Stimme: „Ich sah, wie du schaudertest.“

„Ich erschrak, Geliebte. Konnte es halt anders sein? Laß mir deine liebe Hand! Um dich erschrak ich, nicht für mich. Schau, wir müssen beide ganz ruhig sein. Schau, ich kann lächeln! Was ist denn geschehen? Du lebst doch — und wir haben uns lieb. Ist denn das nicht das Schönste und Beste, ein Gnadengeschenk vom Himmel?! Die rechte, echte Liebe kann uns nichts rauben, meine Luise. Nichts — nichts! Das wahre Glück ruht in den Herzen, darf nicht am Äußerlichen hängen. So fest ich hier deine Hand halte, so fest gewurzelt lebt meine Liebe zu dir!“

Weit beugt sie sich vor. Aber sie schüttelt den Kopf. „Es ist schön, wie du sprichst,“ sagt sie traurig. „Ich danke dir. Aber du irrst, Franz. Das Mitleid betrügt dich. Kurze Zeit — und du wirst wieder erschauern . . . wie vorhin . . .“

„Nein! Nein, nein! Einmal konnt' ich schwach sein. Nie wieder. Vertraue mir, Luise, glaube mir. Glaube auch das: die Wunde wird verharzen, langsam vielleicht, aber gewiß. Und wenn sie bliebe: was wär's? Ein Erinnerungszeichen an den größten Glücksabend meines Lebens! Erwinnere dich, wie wir beieinandersaßen, wie wir fühlten, daß wir uns liebten. Hab' ich dich nicht aus den Flammen getragen? Ja . . . damit wurdest du mein! Mein! Mein seelisches Eigen . . .“

„Luiſe . . . ich liebe dich. Ich werde dich immer lieben! Es gibt nichts, was uns trennen kann. Schau, ich muß heut, in wenigen Stunden hinaus, vielleicht in neuen Krieg. Napoleon iſt entflohen. Wir werden getrennt ſein, vielleicht auf lange Zeit. Aber dein Bild zieht im Herzen mit mir. Grad dein Bild, wie ich dich jezt ſehe. Das ſoll mit mir ſein, das werd' ich feſthalten. Aber dazu ſollſt du mir die Gewißheit geben, daß du nicht an mir zweifelſt! Daß du mich ſo liebeſt, jezt und immer, wie ich dich liebe. Jezt und immer! Sag's mir, Luiſe, gib es mir mit auf den Weg!“

Langſam hatte ſie ſich aufgerichtet, den Kopf gehoben, ſah ihn an. Legte ihre Hände auf ſeine Schultern, flüſterte — es war nur ein Hauch: „Immer werd' ich dich lieben, Franz . . . du Guter . . . du Beſter . . .“

* * *

Die Lore, das Porzellanpüppchen, hatte ſchwere Tage. Auf der langen Fahrt nach Berlin — es ging zwar ziemlich ſchnell, denn ſie fuhren im Gefolge des Fürſten, und für den war überall Relais gelegt — hat ſie geſonnen und geſonnen: „Beichteſt du nun Mama oder beichteſt du jezt nicht? Einmal muß es doch geſchehen, aber iſt es jezt klug? Soll ich lieber noch ein bißl warten?“ Eigentlich hätt' ſie's gern noch ein wenig auf die lange Bank geſchoben, wie ſie's ſonſt liebte; hätte dem Zufall und einer kommenden Glückſtunde vertraut. Aber dann brannte es ihr wieder auf der Seele und im Herzen, und ſie war auch oder dünkte ſich ein wohlherzogenes Mädchen und zudem eine richtige junge Dame, die wußte, was ſich ſchickte — wie die Lore das eben verſtand.

Alſo hat ſie, ein paar Stunden nach der Ankunft in Berlin, das junge Herz in beide Hände genommen und iſt zur Frau Mutter gegangen. Die iſt eigentlich ziemlich weich geſtimmt geweſen; die arge Nachricht über Luiſe hatte ſie doch ſehr beunruhigt. Aber ſie war mitten im Packen und voll von Sorgen über ihre Reiſe nach Wien. Als daher das Töchterlein eintrat, hat ſie nur flüchtig vom Koſſerſack aufgesehen und ſo obenhin gefragt: „Was ſoll's denn? Stör' mich nicht.“

Darauf hat die Lore das Herz noch feſter in die Hände genommen und geſagt: „Gnädige Frau Mama . . . ich muß Ihnen berichten . . . daß ich mich verlobt hab'.“

Hat die Mutter laut aufgelaſcht: „Du alberner Rindskopf! Mit wem denn? Wohl mit einem von den Stalljungen aus Krieblowitz?“

„Die Frau Mama möge verzeihen. Nein — mit dem Herrn Baron von Baufe.“ Das klang ſchon ein wenig trozig. „Alexander von Baufe!“

Hat die Frau Mutter wieder aufgelaſcht: „Scheint, daß der dir nette Fladufen eingeblaſen hat! Raupen! Dem Moſjō ſollt' man den Kopf waſchen, aber gründlich. Dir erſt recht, du alberne Dieſe!“

Das Blut iſt der Lore ins Geſicht geſagt, bis unter die blonden Stirnlocken. „Erlauben die Frau Mutter. Wir haben uns ganz ernſtlich und in Ehren verlobt. Haben uns auch geküßt! Jawohl, geküßt!“

Hat die Mutter das nächſte, was ſie einpacken wollte, und grad in der Hand hatte, einen dicken flanellenen Unterrock, nach der Lore geworfen und gerufen: „Scher dich raus, du Gans!“ — Du Gans, wahrhaftig.

Item: die Lore iſt gegangen und hat ſich erſt wieder ſehen laſſen, als die Mutter abgereiſt war. Da iſt ſie mit verheulten Augen aufgetaucht und hat zu allem noch die Vorwürfe der Schwestern hinnehmen müſſen, daß ſie die chère maman ſo ſchwer gereizt hätt', grad jezt, wo

die den Kopf voll habe und in großen Sorgen um Luiſe war; ließe ſie übrigens grüßen, und ein Gänſlein wäre ſie doch. Würde aber wohl Vernunft annehmen. Mit der Zeit —

„Jawohl: mit der Zeit! So in zehn oder zwanzig Jahren, wenn ich alt und grau und häßlich bin,“ hat die Lore gemeint. „Dazu haben wir, ich und mein Herzensſchaz, aber keine Zeit. Na, ihr werdet ja ſehen.“

Ein paar Tage darauf iſt's wie ein Sturmwind durch Berlin gerauſcht. Ein unbestimmtes Gerücht, eine wirkliche glaubwürdige Kunde dann: der Korſe, der Bonaparte, der Napoleon iſt von Elba entflohen. An der italieniſchen Küſte, bei Genua, ſoll er gelandet ſein. Nein, wußten andre es beſſer, in Südfrankreich.

Der erſte, der beſtimmte Nachricht bekam, war der Fürſt, der Feldmarſchall.

Es iſt mit ihm ſchlecht gegangen in den letzten Tagen. Die Lore, die ihn ein paar Male auffuchen wollte, iſt immer wieder abgewieſen worden: Durchlaucht wären krank. Und der alte Diener, der das Mädel von Kindesbeinen an kannte, hat betrübt hinzugefügt: „Rein Piep Kanaster haben Durchlaucht gerauſcht!“

Nun aber weiß er's. Sneiſenau, ſein Getreuſter, iſt früh am Morgen zum 9. März an ſein Bett getreten, hat ihm mitgeteilt, was der Depeſchenreiter aus Wien gebracht.

Fährt der Blücher aus den Riſſen, fährt in die Kleider, geht ſchnurſtracks zum engliſchen Geſandten. Der muß erſt geweckt werden. Zum Ankleiden läßt ihm der Marſchall keine Zeit, er dringt in das Schlafzimmer, ſchnaubt: „Hat England eine Flotte im Mittelmeer?“ — „Eine Flotte? Jawohl, ich denke doch,“ meint die Exzellenz und reibt ſich den Schlafreſt aus den Augen. „Ich will Ihnen ſagen, was ich denk'! Nämlich wir müſſen — Gott ſtraf mir! — von vorne anfangen, und daran ſeid ihr Engelländer ſchuld!“

Sagt's, ſchreit's, brüllt's, geht heim und legt ſtatt des blauen Bürgerrocks ſofort die Feldmarſchalluniform an. So zeigt er ſich Unter den Linden ſeinen Berlinern, die ſich ſchon nach ſeinem Palais drängen. Raum ſehen ſie den Alten, den greiſen Kriegshelden, der ſo ſtramm daherschreitet, als hätte ihn nie eine Krankheit geſchüttelt, ſo fängt die Menge auch an zu ſchreien und zu brüllen, zu jubeln dazu: „Hurra, Vater Blücher! Jezt geht's wieder vorwärts!“

Denn ſie alle glaubten an ihn, vertrauten ihm. Wo Vater Blücher war, ging's vorwärts. Das fühlte, wußte das ganze Volk! Und dasſelbe Volk, das ſo viel und ſo Schweres durchgemacht in den langen Jahren von Anno 1806 bis 1814, vom Tage von Jena bis zu den letzten Siegestagen um Paris, das jezt noch litt unter der nachwirkenden Not der Kriegszeiten, das Volk fühlte auch, was Vater Blücher meinte, wenn er ausrief: „Iſt das größte Glück, das Preußen begegnen konnte! Nun fängt der Krieg wieder an, und die Armee wird alle in Wien verbrochenen Dummheiten wieder gutmachen!“

War ein kerniges Volk geworden, das Preußenvolk, geſtäht im Leid! Hart und kernig wie Vater Blücher ſelber . . .

Alſo hat der Feldmarſchall gedacht: „Natürlich übernehm' ich das Oberkommando wieder, gleich, geh' zur Armee und ſchlag den Napoleon über den Schädel, daß es flutſcht. Und krieg' ich ihn in persona, ſo laß' ich ihn füſilieren. Hat hundertfach den Tod um uns verdient, und wär' nur gerecht und billig!“

Fortſetzung folgt.

Die Große Düsseldorf-Kunstausstellung 1922.

Von Dr. Jobst A. Rissenkötter.

Der Gesamteindruck der diesjährigen „Großen Düsseldorf“ ist ein erfreulich guter, vor allem ein ziemlich einheitlicher. Wenn auch gut mehrere Säle belangloser Malereien fortfallen könnten, so ist eben doch trotz des Absehens der fortschrittlichsten,



Klage. J. D. Sommer

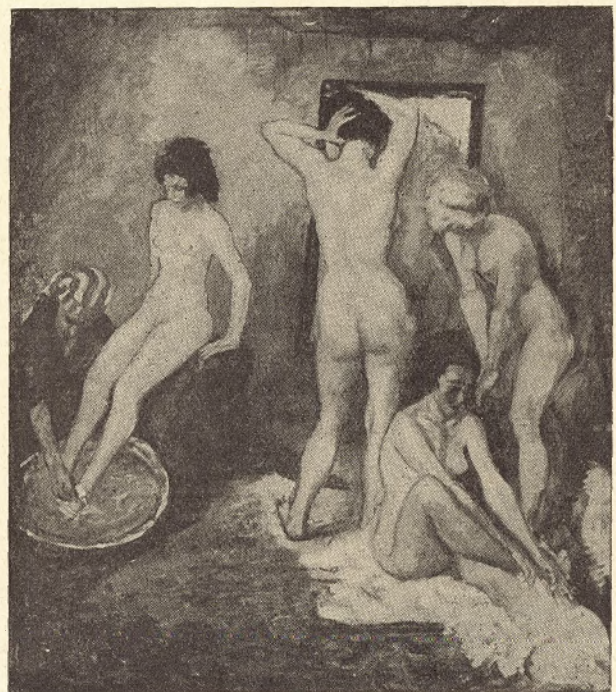
vielfach zu fortschrittlichen Düsseldorf-Gruppe „Das junge Rheinland“ zu den Internationalen (I. Internationale Kunstausstellung bei Tsch. Düsseldorf) eine stark fortschreitende, dabei gesunde Entwicklung festzustellen. Wobei man die Entdeckung macht, daß der wirklichen Künstler, die aus der Unmenge von Namen hervorrage, nicht mal so sehr wenige sind.

Die Abteilung Christliche Kunst findet in den guten Gipsabgüssen nach alten Kirchenarchitekturen zu Münster, Aachen und Trier, welche noch von der Ausstellung 1902 vorhanden sind, einen würdigen Rahmen, dem sich die vorwiegend vom neuesten künstlerischen Geiste erfüllten Gemälde und Plastiken vorzüglich einfügen. Großzügig gedacht und stark monumental in der Wirkung sind Fritz Burmanns Apostelgestalten; eine Himmelfahrt von Willy Jaeckel ist überzeugend, nur in den Farbenklängen der Gloriole manchmal leicht süßlich. Dollerschell-Eberfeld und Wingen-Essen vertreten den exakten Ausdrucksstil, Dollerschell mit größerer Kraft und stärkerem Können. Des Berliners Paul Plontke Madonnen seien besonders erwähnt. Vor allem die Madonna am See ist wunderbar zart und in ihrer Innerlichkeit an die Tiefe mittelalterlicher Frömmigkeit und reiner Schönheit gemahnend. Des holsteinischen Bauernmalers Hans Groß' Kreuzabnahme ist kompositionell stark, aber farblich etwas flach; ein großes Altarbild von Seuffert-Köln bewegt sich in alten Bahnen, von mittelalterlicher Tiefe und moderner Ausdruckerschöpfung gleich weit entfernt; doch wird die

Zuckersüße der kirchlichen Kunst des 19. Jahrhunderts immerhin vermieden. Die Altmeister E. v. Gebhardt, Stuck und Max Klinger sind (Gebhardt mit einer Reihe von Bildern) gut vertreten. Historisch interessant ist eine Leihgabenausstellung von Werken der sogenannten Nazarener (Anfang des 19. Jahrhunderts).

Unter den Plastiken ragt J. D. Sommers Klage (s. Abb.) hervor, ferner Werke von Ziekeniß, Pöppelmann und Mensen-Bonn. Burmann zeigt noch in zwei Glasfenstern „Heilung eines Sichtbrüchigen“ und „Ausgiehung des Hl. Geistes“ seine eigentümlich herbe, klare und starke Art. Die vorzügliche Ausführung besorgte Severin Wasen-Neuß.

Die freie Kunst ist ungleich umfangreicher, dafür aber auch desto stärker, auch im Verhältnis, mit unnützem Ballast gesegnet. Es ist natürlich unmöglich, von den Guten nur alle zu nennen, geschweige denn davon, den besser namenlos Bleibenden durch Ablesung zu einem gewissen Namen zu verhelfen. Bernhard Gobiet zeigt in seinem großen Bild „Ankleidende“ (s. Abb.), wie Alte durch den künstlerischen Ernst der Malerei, durch Anlage der Komposition und Bildgehalt sowie malerische Ausführung ehrlich und wahr wirken können. Auch sein Tänzer Ostrowsky und seine kleinen Aquarelle, mehr noch das Pastellbildchen „Kaffee-garten“ dieses befähigten Künstlers zeigen ein stark westlich gerichtetes farbiges Gesicht, ein glänzendes malerisches Können. Der alte E. te Peerdt wartet mit wundervollen Stilleben auf. Bartester, düftigster Hauch, bestrickendste Pianoklänge in doch intensiven Farben verleihen seinen Früchten herrlichen Schmelz, seinen Geräten einen prachtvollen Schimmer. Fritz Burmann ist auch hier mit fein empfundenen und in liebevoller Versenkung in sein Werk gestalteten Bildern vertreten (s. Abb.). Heinz Weber besichert einen entzückenden Alt-



Ankleidende. Bernhard Gobiet



Altes Paar am Dorfrand. Fritz Burmann



Komposition II. Lorenz Bösen

stadtwinkel, eine fast niederländisch-altmeisterliche Eisbahn in Waldesmitte und andere durchaus gute Bilder, Richard Bloos feine und wichtige Radierungen aus Paris, Rouen usw. Werner Peiner ist immer stärker der Nachfolge Breughels verfallen, wie seine beiden etwas dürftigen Winterlandschaften zeigen. In zwei Stilleben scheint er sich zur eigentlichen Farbe sowie zu einer Naturalistik finden zu wollen, die auf Kontur und Lokaltönen zielt. Etwas versteckt, anspruchslos, darum aber nicht minder bedeutsam hängen Plückerbaums Mondaufgang, das von großen kitschigen Nachwerken fast erdrückt wird, dann Karl Mordfelds duftige kleine Landschaft „Am Waldrand“ und des Königsbergers Karl Albrecht feines Porträt von Prof. St. Cauer etwa. Ein Übersehen braucht das große Triptychon von Prof. Hans Rohlschein nicht zu fürchten, ebenso nicht die großen und schönen „Kompositionen“ von Lorenz Bösen

(s. Abb.). Aber nicht die Bildgröße macht bei beiden die Monumentalität aus. Rohlschein gibt seinem „Der Zeitlose, Jeremias“, flankiert von „Der Schreiber, Baruch“ und „Der Geblendete, Bedekia“, emporsteigend aus einem braunroten Grunde, in dem unheimliche blaugraue Schatten liegen, eine auch durch Linie und Beseelung des Ausdrucks ausgesprochene dumpf glühende Leidenschaft und eine ekstatische Gebärde, die nicht nur Geste bleibt, sondern Wille und Gewalt ist. Von den Bösen-Bildern seien die wundervoll entmaterialisierte „Wilde Jagd“, eine Kanugruppe brauner Wildmenschen, und etwa das als ein leichtes Andantino in Licht und Luft zu bezeichnende sonnen-durchglühte Bild froher Menschen im Schilf, das über der Wilden Jagd hängt, erwähnt. Die eigenartige, gleichsam mit Sonnensprihern arbeitende Technik verleiht diesen Bildern besonderen Reiz und eigenes Antlitz.

Von Auswärtigen sei außer dem bereits genannten Königsberger Albrecht auf Otto Morderohn hingewiesen, den jetzt in Fischerhude lebenden Worpweder Meister des Moores und der melancholischen Heidebilder. Sein „Wintermorgen“ und vielleicht mehr noch „Trüber Tag“ sind herrlich reife Schöpfungen, vor denen ein drittes Bild etwas zurücktritt. Eugen Spiro-Berlin ist in bekannter südlicher Farbenpracht mit italienischen Gärten usw., sehr qualitätsvollen Bildern, vertreten. Ein prachtvolles Bild ist des Münchners Ludwig Vock „Am Weiher“: lichtdurchglüht rosige Frauenleiber in frühlingsduftendem Grün am Wasserrande! Schrader-Velgen, auch ein Münchner, handelt nicht schlecht, aber bei weitem nicht an Vock heranreichend, das gleiche Thema ab. Der Düsseldorfer Bell hat im gleichen Raume ein eigenartiges Wasserbild, das in fast japanischer Perspektive Badende am Teich mit Ruder- und Segelboot im Hintergrunde zu geschlossener Komposition bei einer reizvollen trocken-duftigen Farben-



Starrer Bach. Erich von Perfall



Frühlingstag vor Hinterhäusern. Richard Geyner jun.

gebung eint. Flüssigste Farbenhandschrift zeigen Erich Glette und Julius Heß aus München in feinst abgestuften vergeistigten Landschaften. Die flotte Leichtigkeit der Pinselführung eignet auch einem andern Münchner, Franz Naager, der im besten karikaturistischen Sinne einmal den Maler und dann den Bildhauer und sein Modell verbildlicht. Von Walter Reihel-Darmstadt sei ein Bild „Santis“ hervorgehoben, das in starker Konstruktivität mit einer verblüffend eleganten Technik Luft- und Lichterscheinungen im Hochgebirge bannt.

Die große Porträtschau alter und neuer Meister gibt gute Vergleichsmöglichkeiten. Leo Samberger stellt eine Reihe seiner bekannten Bildnisse aus, die eine zielklare Weiterführung Lenbachscher Kunst darstellen. Ernst Hase-Düsseldorf gibt unter drei Bildnissen das Beste in der Dame mit den blauen Handschuhen. Willy Jaedel-Berlin zeigt ein gutes Selbstporträt.

Als Tiermaler ist neben Wolf und Delaforgue vor allem Karl Weißgerber, wie die andern aus Düsseldorf, bemerkenswert, der im Raum eines Jagdliebhabers liebevoll gesehene und entzückend gemalte Tierbilder, so Eulennest und Junge Eulen, ausstellt.

Von unsern künstlerischen Mitarbeitern ist Erich v. Perfall mit drei Landschaften, die flott und großzügig gemalt sind, gut vertreten (s. Abb.), dann O. Kuhler mit mehreren hauptsächlich der Industrie entnommenen Motiven, von denen wir ein interessantes Aquarellbild „Vor der Fahrt“ besonders erwähnen möchten. Kuhler zeichnete auch das einprägsame vornehme Ausstellungsplakat in Schwarz, Gold und Weiß als dekoratives Schriftblatt. Von Richard Geyner jun. sehen wir neben seinen bekannten Industriebildern, unter

denen ein großes „Bochumer Verein“ hervortritt, einen „Frühlingstag vor Hinterhäusern“ (s. Abb.) und eine fein gedämpfte tonige Landschaft „Oberbayern“. Von Grootte (Alte Apfelbäume) und de Waal (Blus meinem Atelier) sind jeder nur mit einem Bilde vertreten.

Die Industrie und, ihr in gewisser Beziehung verwandt, Schifffahrt, Werften usw. sind stärker, als nach oberflächlicher Überschau zu vermuten, im künstlerischen Schaffen lebendig. Nächst Geyner ist da Leonhard Sandrock-Berlin mit seinem starken Gasometerbilde und einem Feierabend im Hamburger Hafen zu nennen, während Robert Schwarz in an sich nicht schlechten Bildern von Hochöfen und ähnlichen Motiven dem Geist der Industrie und Technik zu wenig nahekommt und mehr rein ornamental bleibt. Auch die Hafenbilder von Cornelius Wagner bleiben flacher. Nicht so Eduard Schloemann-Düsseldorf, dessen Bilder aus dem Hafen- und Fischerleben durchaus zu fesseln vermögen. Das stärkste unter den von ihm ausgestellten Bildern ist „Arbeit vor der Elbe“ (s. Abb.). Schwer stampft der Schlepper die Wasser nieder, die gewaltig aufsprühen. Bildgedanke, Rhythmik und Farbe ordnen sich gut ineinander ein und werden Ausdruck. Auch Leo Poeten-Düsseldorf versucht sich mit Glück gelegentlich an Industriemotiven, wobei er Geyner nahekommt.

Unter den Bildhauern ragen außer den bei der Christlichen Kunst erwähnten Heinz Müller-Düsseldorf hervor, dessen „Mann, Weib, Kind“ wir in einer Abbildung wiedergeben, dann Ruth Horadam mit einer entzückend naiven Bronzestatue „Parzival“ und Willy Hofelmann, beide Düsseldorf, der ein elegantes „Dekorative Figürchen“ bringt. Josef Wallenbergs Tierplastiken klingen mit Weißgerbers Bildern gut zusammen. Emil Jungblut stellt ein gutes Porträt seiner Frau aus.

*

So zeigt die diesjährige „Große Düsseldorfer“ ein äußerst mannigfaltiges Bild, gibt einen Überblick über das gegenwärtige Schaffen mit der zu begrüßenden



Arbeit vor der Elbe. Eduard Schloemann



Mann, Weib, Kind. Heinz Müller

Gelegenheit zu Vergleichen mit älteren Werken (Nazarener-Leihgaben, Porträtschau usw.) und sollte deswegen schon einen starken Zuspruch zu erwarten haben.

Die Ausstellung ist nicht nach Gruppen eingeteilt wie in früheren Jahren. Das gibt ihr den Vorteil der einheitlichen Abstimmung in den einzelnen Räumen (die aber nicht immer gelang), aber auch den großen Nachteil der Zerreißung des künstlerischen Werkes des einzelnen und den der Schwierigkeit beim Auffuchen bestimmter Kunstwerke. Der große Wunsch ist, mehr zu sehen und nächstens das Viele, Allzuvielen fortzulassen. Denn eine gewählte kleine Ausstellung, die fortwährend interessiert, nicht ermüdet, nur Gutes, wenn auch auf verschiedenen Wegen, anstrebt, ist mehr geeignet, erzieherischen Einfluß auf das Publikum auszuüben, was doch wohl ein Haupt- und Grundzweck ist für ernsthafte Ausstellungen überhaupt, als eine riesenhafte, bei der die „Bäume den Wald“ ersticken. Wenn wir alte gute Namen wie etwa Ludwig v. Hofmann, Hans v. Volkmann, Ludwig Dettmann und Fritz v. Wille im einzelnen nicht erwähnten, so geschah es um der Jugend willen, um die Entwicklung zu fördern, deren Träger früher jene hochgeachteten Altmeister, heute jüngere Kräfte, morgen vielleicht andere sind. Der lebendige Strom und der ewige Wechsel erfülle wie die Künstlerseele und die drängende Kraft der technisch-wirtschaftlichen Entwicklung von diesen beiden Seiten aus, die gemeinsam die Kultur darstellen, auch die Herzen und Geister unseres Volkes in jedem Gliede, daß wir dem so viel gebrauchten und so wenig verwirklichten Begriffe „Wiederaufbau“ von innen heraus und mit tätiger Liebe entgegentreten.

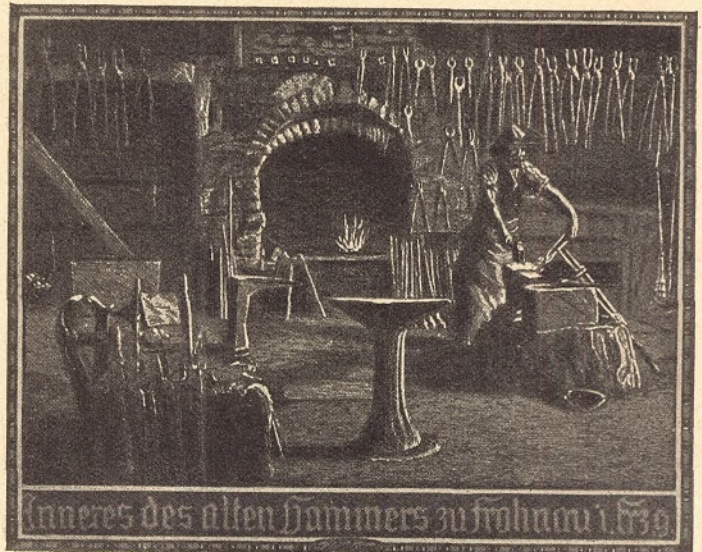
Vom ältesten Hammerwerk Deutschlands.

Wanderbilder von Max Esch, Buchholz i. Sa.

Der Tiefstand der deutschen Mark hat der regelmäßig vor dem Kriege eintretenden sommerlichen Reiseflut ins Ausland jetzt einen Riegel vorgeschoben. Den Vorteil davon hatten unsere Nord- und Ostseebäder sowie die deutschen Gebirge. Auch das Erzgebirge hat noch niemals einen solchen Fremdenstrom zu verzeichnen gehabt wie im vorigen Sommer und Herbst. Namentlich die Berge wiesen Massenbesuch von weither auf, aber auch stille, verschwiegene Winkel in Seitentälern wurden nicht übergangen, und jedermann war des Lobes voll von den Schönheiten, dem steten Auf und Ab des Gebirges.

Das Erzgebirge mit seiner herben Schönheit besitz ja auch so manchen Ort, der wohl verdient, aufgesucht zu werden. So bringt die Bahn den Fremden von Flöha — an der Dresden-Chemnitz-Reichenbach-Plauener Hauptbahnlinie gelegen — an bereits in eines der schönsten deutschen Mittelgebirgstäler, das der Zschopau, und gibt ihm so förmlich einen Hinweis auf das, was seiner nun wartet. Aus dem mittleren Zschopautal biegt der Schienenstrang in das ebenso romantische Sehmatal. An dem Hauptort des oberen Gebirgs, Annaberg, geht's vorüber. Das gegen 20000 Einwohner zählende Städtchen liegt in 600 m Höhe am Fuße des 838 m hohen Wöhlberges. Annabergs Schwesterstadt Buchholz ist halb so groß wie Annaberg, liegt aber äußerst

interessant zu beiden Seiten des Sehmatal. Auf der linken Seite klettern die Häuschen terrassenartig über 150 m aus dem Tale die steilen Bergwände hinauf. Über Cranzahl geht dann der Zug am Fuße des gegen 800 m hohen Bärensteins nach dem gleichnamigen deut-



ischen Grenzort und weiter ins Böhmisches hinein nach dem deutsch-böhmischen Städtchen Weipert.

Von Cranzahl wiederum führt eine Schmalspurbahn uns an den Fuß des Fichtelberges nach dem 918 m hoch liegenden Oberwiesenthal. Der höchste Berg des Sächsischen Erzgebirges, der Fichtelberg, besitzt eine Höhe von 1235 m; sein böhmischer Nachbar, der Keilberg, ist noch etwas höher.

Die Fahrten ins Gebirge, die Täler und Mulden entlang, können zu den schönsten Mittelgebirgsfahrten überhaupt gerechnet werden.

Doch sollte der Reisende über die landschaftlichen Schönheiten nicht vergessen, sich auch mit der kulturellen Entwicklung der Bewohner zu beschäftigen. Schon verhältnismäßig früh wurde das rauhe und waldreiche Gebirge der Kultur erschlossen. Im Schoße des Felsgesteins schürften fleißige Bergleute nach Erzen und Silber. Verdankt doch Wiesenthal selbst seine Gründung dem Erzbergbau, und bei Annaberg-Buchholz zeigen noch heute alte Halden und eingestürzte Schachteingänge den Umfang des dort einst betriebenen Bergbaues an, dem die beiden Schwesterstädte ebenfalls ihre Gründung verdanken. Lange allerdings ist der Bergbau im oberen Erzgebirge eingestellt worden. Die Schächte ersoffen oder stürzten ein, die Halden aber, soweit sie

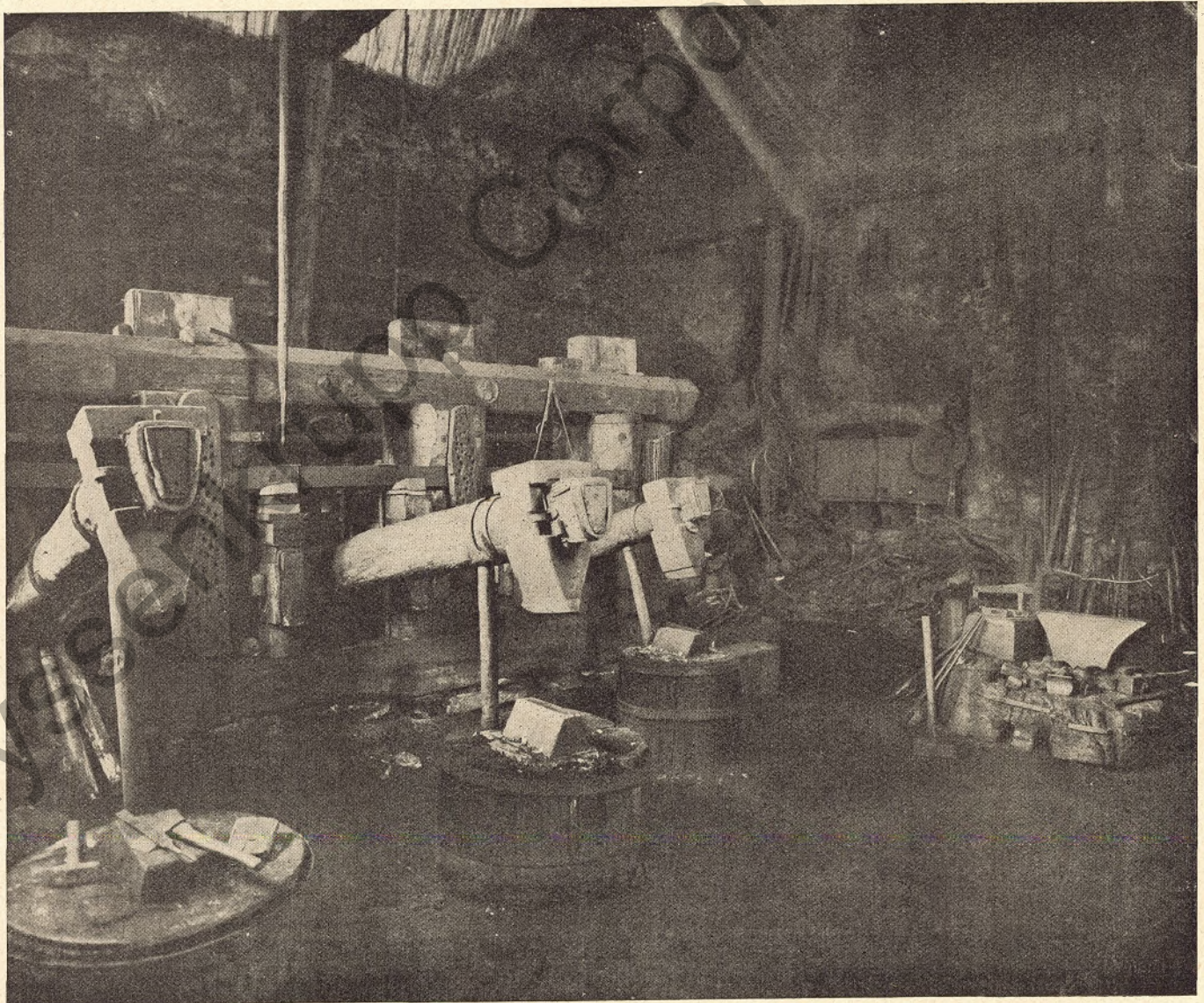
nicht abgetragen wurden, überzogen sich mit Buschwerk und Baumbestand und geben namentlich dem Landschaftsbilde auf den Höhen links der Schara von Buchholz bis nach der Zschopau hin einen parkartigen Anstrich.

Inmitten dieses Bergwerksgebiets zieht sich Frohnau in einer Mulde, am Fuße des 666 m hohen Schreckenberges, die Höhe hinan bis auf gegen 700 m. Es handelt sich hier um eine ehemalige Bergmannssiedlung. Heute wohnen gegen 2000 Menschen in dem Dorfe, das Annaberg gegenüberliegt. Landwirtschaft und Arbeiteransiedlung auf engem Räume sind hier vereinigt.

Frohnau ist nun weiteren Kreisen bekannt geworden durch das älteste Hammerwerk Deutschlands, das in dem alten rußgeschwärzten, schindelgedeckten Frohnauer Hammergebäude auf unsere Tage in seiner ursprünglichen Form überkommen ist*.

Das Werk wurde um 1436, wahrscheinlich zur Verhüttung der Erze aus dem Erzbergbau der Gegend, durch einen Edlen von Querfurth erbaut. Die dicken Mauern sind aus Feldsteinen zusammengesetzt und scheinen für die Ewigkeit erbaut zu sein. Sie haben dem furchtbaren Dröhnen, das die drei großen Eisenhämmer

* Vgl. auch „Das Werk“, Jahrg. 1921, Heft 6, S. 11—14 „Ein alter Eisenhammer im Leppetal“.



vollführten, bis auf den heutigen Tag standgehalten. An baumstarken Stielen befestigt, wurden die Hämmer durch Zahnradbetrieb von einer an ein mächtiges Wasserrad gekuppelten starken Holzwelle in Bewegung gesetzt, und zwar dergestalt, daß sie 60 bis 70 Schläge in der Minute vollführen konnten. Heute ist das Wasserrad allerdings verschwunden, doch die starke Welle und die Hämmer sind noch in der ursprünglichen Gestalt vorhanden.

Gegenüber von den drei verschieden großen Hämmern befinden sich zwei große Schmiedefeuern, die die Sauerstoffzufuhr durch zwei mächtige Holzblasbälge erhielten, von denen der eine mit $7\frac{1}{2}$, der andere mit 10 Zentnern belastet waren. Die beiden Blasbälge wurden mittels Hebelübertragung durch ein zweites Wasserrad in Bewegung gesetzt.

Das Werk gehört dem Hammerbund, an dessen Spitze Herr Amtshauptmann Dr. Walther, Annaberg, steht. Der Bund wurde von wohlhabenden, heimatliebenden Herren gegründet, um den Frohnauer Hammer für alle Zeiten an seiner ursprünglichen Stelle der Nachwelt zu erhalten. Das Deutsche Museum in München hatte nämlich mit dem Vorbesitzer Verhandlungen angeknüpft, um das Werk abbrechen und im Deutschen Museum wieder aufstellen zu lassen. Das konnte so zum Glück rechtzeitig verhindert werden.

Zu dem Werke gehört ein Herrenhaus, das mit seiner schönen Holzdecke und dem reichen malerischen Fachwerk sowie dem hohen dreigeschossigen Dach ebenfalls zu einer Sehenswürdigkeit geworden ist, ist es doch das einzige alte Patrizierhaus der ganzen Gegend, das sich in unsere Tage hinübergerettet hat. Es wurde 1697 erbaut und dokumentiert gleichsam den Wohlstand der ehemaligen Hammerbesitzer. Zu erwähnen ist noch, daß das Werk einige Jahrhunderte im Besitze der Familie Martin sich befand, aus deren Hand es der Hammerbund erwarb.

Im Untergeschoß befindet sich die im Gebirge weit



Frohnauer Hammer bei Annaberg

bekannte, gemütliche Hammerschenke, deren derzeitiger Pächter, Herr Lorenz, es sich ganz besonders angelegen sein läßt, alte erzgebirgische Lautenlieder zu pflegen und Gemütlichkeit um sich zu verbreiten.

In den oberen Räumen sind noch zwei Zimmer mit altertümlichen Möbeln und einem sogenannten Christberge erhalten geblieben, die ein Erzgebirgsmuseum im kleinen enthalten. Namentlich der Christberg mit seinen kunstvoll geschnitzten Figuren ist hier wertvoll. Er entstammt der Künstlerhand des kürzlich verstorbenen „Herrgottschnitzers“ Hertel in Oberwiesenthal.

Trotz des einfachen Baustils des eigentlichen Hammerwerks haben seine Erbauer durch Anbauten und durch die schön geschwungene Linie der Dachkonstruktion es doch verstanden, dem Bauwerke ein malerisch höchst wirksames Aussehen zu verleihen. Unzählige Bildwerke von dem alten Gebäude sind in alle Welt gewandert, und die Mehrzahl der Besucher des oberen Erzgebirges stattet ihm wohl einen Besuch ab. Das beweist die stattliche Zahl von Personen, die allein im letzten Sommer an der kulturhistorisch denkwürdigen Stätte geweiht hat.

Die Eröffnung der Peiner Festfale. Herr Geheimrat Gerh. L. Meyer, der Leiter der Peine-Isfeder Hütte, hat für die Angehörigen seines Werkes Räume geschaffen, in denen Arbeiter wie Beamte nach der Tagesarbeit bei geselligem Zusammensein, sei es bei literarischen oder musikalischen Darbietungen, Erholung finden. Als Architekt A. von Norden den Auftrag bekam, die alten, vor 100 Jahren errichteten Peiner Säle umzubauen, war man sich der Schwierigkeiten voll auf bewußt. Doch man hätte in der Auswahl des Architekten keinen besseren Mann finden können. Der Bauleitung stand die Direktion der Peiner Hütte mit Rat und Tat zur Seite. Zur Einweihung der Festfale wurde die „Jungfrau von Orleans“ unter Mitwirkung erster Kräfte aus dem Stadttheater Hannover aufgeführt. Außer dem großen Theateraal, der in seiner Ausschmückung und Einrichtung manchem städtischen Theater ein Vorbild und Muster sein kann, enthält das Gebäude zahlreiche Räume, die der Geselligkeit dienen. Gemütliche Gastzimmer, Erfrischungsräume, Musikzimmer und Bücherei sorgen für die Abendunterhaltung. Die Peine-Isfeder Hütte hat ein soziales Werk geschaffen, das ihren Beamten, Angestellten und Arbeitern geistige Förderung in reichem Maße zuteil werden läßt und einen schönen Rahmen zur Pflege der Geselligkeit und für gemütliche Stunden der Unterhaltung abgibt. Zur Ein-

weihung des neuen Hauses ist eine Festnummer der „Peine-Isfeder Werkszeitung“ mit vielen Bildern erschienen.

Neue Kunde von den Fixsternen. In der Berliner Akademie der Wissenschaften sprach vor einiger Zeit Prof. Karl Friedrich Rüstner (Bonn) über „Altes und Neues vom Fixsternhimmel“. Nach kurzer Darlegung der bisherigen Forschungsergebnisse, besonders der großzügig geplanten Kataloge der Sternennörter (von denen bis jetzt der erste Band von 24 des nördlichen Sternhimmels erschienen ist), behandelte Professor Rüstner eingehend die Eigenbewegung der Fixsterne und das Problem der Milchstraße, das im Mittelpunkt der gegenwärtigen Forschung steht. Die Fixsterne zerfallen (wie wohl allgemein bekannt) in weiße, gelbe und rote Sterne; die weißen teilt man jetzt noch in Helium- und Wasserstoffsterne (nach dem Überwiegen dieser Elemente in ihrem Spektrum und danach auch in ihrer Lichtsphäre), bei den gelben überwiegen Metaldämpfe, bei den roten Titanoxyd. Danach ist auch die Temperatur verschieden: weiß 10 000 Grad, gelb 6000 Grad, rot 3000 Grad. Die neueste Forschung nimmt nun an, daß die roten Riesensterne die jüngsten unter ihren Genossen sind, die sich zu den gelben und schließlich zu den weißen verdichten (damit auch an Wärme zunehmen), um dann allmählich wieder

über die gelben und die roten Zwergsterne zu erlösen. Aus den Spektren hat man gelernt, die Entfernung der Fixsterne zu bemessen (so sind die Heliumsterne am weitesten vom Sonnensystem entfernt: 500 Lichtjahre), auch die Eigenbewegung, die nach zwei verschiedenen Richtungen der Milchstraße hin stattfindet, ist daraus festgestellt worden. So läuft das Sonnensystem in einer Sekunde 20 Kilometer (das sind in zehn Jahren 42 Sonnenweiten). Auf diese Weise haben sich die Astrophysik, die Dichtigkeit und Zusammensetzung der Fixsterne aus ihren Spektren erforscht, und die Astrometrie, die die Entfernungen bisher nur durch Fernrohre und Photographien festlegte, wieder miteinander durch die Spektralforschung verbunden. Das ist die wichtigste Tatsache der gegenwärtigen astronomischen Forschung, wie das Problem der Milchstraße der zukünftigen Astronomie die Wege weist.

Ein Institut für Eiszeitforschung in Wien. In Europa gab es bisher für die früheste Urgeschichte des Menschen, seine Entwicklung im Eiszeitalter und die gleichzeitigen erdgeschichtlichen Vorgänge mit Ausnahme des vom Fürsten von Monaco gegründeten „Institut de Paléontologie“, Paris, kein wissenschaftliches Zentrum. Ein solches ist auch in Mitteleuropa geschaffen durch das unlängst gegründete Institut für Eiszeitforschung am Naturhistorischen Staatsmuseum in Wien. Das Institut, das unter der Leitung des Direktors der anthropologisch-ethnographischen Sammlung, Dr. J. Bayer, steht, will sein Ziel mit Hilfe eines wissenschaftlichen Fachbeirats verfolgen, dem die bedeutendsten Spezialforscher Österreichs auf diesem Gebiete angehören.

Die Steedener Höhlen vor dem Abbruch. In diesen Wochen wird die Zerstörung eines diluvialen kulturgeschichtlichen Denkmals ersten Ranges vor sich gehen. Seit ihrer Untersuchung durch v. Cohausen besitzen die Steedener Höhlen (Lahnkreis, Regierungsbezirk Wiesbaden) mit ihren reichen Funden aus der Steinzeit einen Weltruf in der prähistorischen Forschung. Die Feuerstellen in der Verwitterungsschicht der Höhle lieferten mit den daneben liegenden zerschlagenen Knochen von Mammut, Höhlenbär, Rhinoceros einen Beweis für das gleichzeitige Vorkommen dieser großen Säuger mit den sie erlegenden und verzehrenden Menschen. Die Auffindung zahlreicher Reste von Renntier und hochnordischen Kleintieren in den höhergelegenen, jüngeren Löss-Schichten läßt auf die gewaltig lange Dauer eines späteren trocken-kalten Klimas in Westdeutschland zur Zeit des Neolithiums schließen. Einige der gefundenen paläolithischen Knochen- und Elfenbeinstücke zeigen die gleiche einfache Nuten- und Zickzack-ornamentik, wie sie z. B. bei Ausgrabungen in Polen, Belgien, Frankreich gefunden wurde. v. Cohausen hatte geglaubt, mit der vollständigen Ausräumung der beiden Höhlen auch deren wissenschaftliche Bearbeitung er-

schöpft zu haben. Die fortschreitende Wissenschaft gelangt aber nicht selten zu Fragestellungen, an welche der Voruntersucher nicht denken konnte, deren Beantwortung jedoch nach der völligen Zerstörung des Substrates unmöglich ist. So konnten spätere Forscher, als die Annahme von der fluvialen Entstehung des Lösses sich als unwahrscheinlich erwiesen hatte, nur noch in dem vor der Höhle Wildscheuer gelegenen Boden graben. Vermutlich hat man bei der Freigabe der Höhlen zu Steinbruchzwecken sich auf die völlig abgeschlossene Durchforschung des Bodens vor und innerhalb derselben gestützt. Niemand kann aber wissen, welche wissenschaftliche Fragen nach eventuellen weiteren Eigenschaften paläolithischer Wohnplätze in einigen Jahrzehnten sich erheben werden. So muß eine hunderttausendjährige Wohnstätte jetzt brockenweise in den Kalkofen wandern.

Schwere Hanomag-Lokomotiven. Die im Hanomag-Nachrichten-Verlag, Hannover-Linden, soeben erschienene Aprilnummer der „Hanomag-Nachrichten“ bringt einen besonders interessanten Aufsatz von Ingenieur Lübon über schwere, fünf-gekuppelte Lokomotiven.

Wir entnehmen dem Aufsatz, daß man bereits im Jahre 1862 fünfachsige Lokomotiven baute, jedoch entsprachen diese noch nicht den an sie zu stellenden Anforderungen der Kurvenbeweglichkeit. Erst als der bekannte Lokomotiv-Konstrukteur Götsdorf die einfache Verschiebbarkeit der Achsen durchsehte, hat man diese Lokomotivbauart so vervollkommen, daß sie heute zu den weitverbreitetsten gehört. Besonders die Hanomag hat viel zur Verbreitung dieser Lokomotivtype beigetragen. — Dem reich ausgestatteten Heft ist ein vorzügliches Bildermaterial beigegeben, und eine angefügte Tabelle gibt die Hauptabmessungen der bemerkenswertesten fünf-gekuppelten Lokomotiven aller Länder wieder.

Mit diesem Heft wird die Reihe der für die Lokomotivgeschichte besonders beachtenswerten Hefte der Hanomag-Nachrichten fortgesetzt, welche mit einem Heft über 1-D-Lokomotiven (November 1921) und einem über Straßenbahnlokomotiven (Januar 1922) begonnen wurde.

Ein Gemütllicher. Der Gutsbesitzer D. in Venne (Kreis Lüdinhhausen) gibt folgendes bekannt: „Ich erhielt durch die Post (Poststempel Osnabrück) folgendes Schreiben: „Wenn Sie nicht wollen, daß Sie, Ihr Haus und Ihr Viehbestand in die Luft fliegen sollen, so einigen Sie sich mit den Heuerleuten und Pächtern und Mitgliedern des Elternbeirats. Die Verschwörung.“ — Die Herren ‚Verschwörer‘, die leider vergessen haben, ihren Namen unter den Brief zu setzen, muß ich nun auf diesem Wege freundlichst einladen, am Dienstag, 14. d. M., nachmittags, zu mir zu kommen zur Anbahnung einer ‚Einigung‘. Eine gute Tasse Kaffee und eine dicke Zigarre sind ihnen sicher.“ — Da bislang nichts von dem angedrohten Anschlag berichtet worden ist, nehmen wir an, daß die Einigung geglückt ist.

Bekanntmachung.

Das Inhaltsverzeichnis des I. Jahrganges (1921) des „Werks“ ist erschienen und kann durch A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee, für den Preis von M. 10.— für ein Stück zuzüglich M. 2.50 für Zustellungskosten bei Einzahlung auf Postcheckkonto Essen 10292 bezogen werden.

„Das Werk“, Schriftleitung.

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Die Deutschen Kampfspiele.

Von Turnrat Schütz, Preussische Hochschule für Leibesübungen, Spandau.

Blättert man in der Geschichte der Menschheit zurück, überall findet man Nachrichten über Wettkämpfe und Wettspiele, in denen Mitglieder des Volkes untereinander oder im Wettstreit mit anderen Völkern um den Siegespreis stritten. So finden wir in Ilias und Odyssee, in der Edda und im Nibelungenlied spannende Berichte über solche Wettkämpfe, und besonders in Griechenland wurzelte der Gedanke an Wettspiele so tief im ganzen Volke, daß die vier großen nationalen Feste, die olympischen, isthmischen, nemeischen und pythischen Festspiele, zu einem Kulturgut wurden, das sich das griechische Volk viele Jahrhunderte hindurch nicht hatte nehmen lassen.

Auch das deutsche Volk hat sich von Anfang an den Sinn für Volksfeste bewahrt, dafür gibt es all die Jahrhunderte hindurch eine Reihe von Zeugnissen, und die Richtigkeit der Worte des alten Turnvaters Guts Muths hat sich stets bewiesen: „Die Nationalfeste haben so etwas Großes, Herzerhebendes, so viel Kraft, auf den Nationalgeist zu wirken, das Volk zu leiten, ihm Patriotismus einzufößen, sein Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit zu erhöhen und einen gewissen edlen Sinn selbst unter den niedrigsten Volksklassen zu verbreiten, daß ich sie für ein Haupterziehungsmittel einer ganzen Nation halte.“

Die Volksfeste sollten aber nicht nur einem Teile des Volkes oder einer bestimmten Gegend zugute kommen. 1807 forderte Gneisenau ein allgemeines deutsches Nationalfest, auf dem alle Stämme und Gauen des deutschen Volkes auf körperlichem und geistigem Gebiete miteinander wetteifern sollten, um vor allen Dingen die Jugend zu einem kräftigen, deutsch denkenden und deutsch fühlenden Geschlecht heranzuziehen. Doch es mußte noch fast ein Jahrhundert vergehen, bis dieser Gedanke festere Form annahm, erst 1895 wieder regte Max v. Schenkendorf, der Begründer des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele, die Schaffung eines deutschen Nationalfestes an, das bei Rüdesheim am Rhein unter Beteiligung aller Verbände, die Leibesübungen betrieben, stattfinden sollte. Wenn dieser Plan auch wegen der ablehnenden Haltung der Deutschen Turnerschaft scheiterte, der Gedanke blieb und wurde weiter verfolgt, obwohl er zuerst eine andere Richtung einschlug.

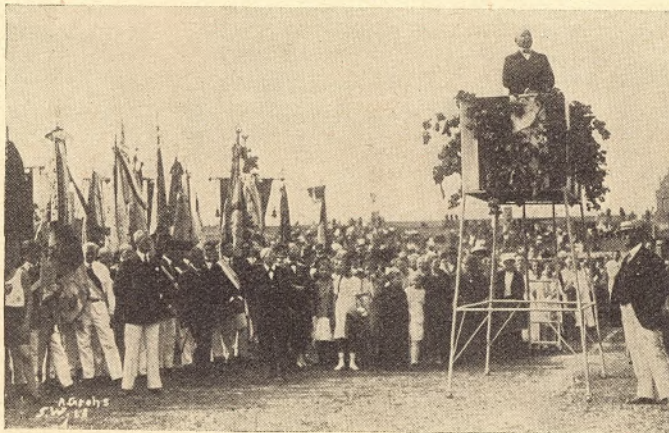
Im Jahre 1894 war von Baron v. Coubertin in Paris das „Internationale Olympische Komitee“ begründet worden, das die Wiedererweckung der griechischen Festspiele in Olympia sich zum Ziele gesetzt

hatte. Durch diese Olympischen Spiele, die in modernisierter Gestalt, jedoch unter möglichster Annäherung an die Antike, auf internationaler Grundlage veranstaltet werden sollten, hoffte man die internationale Gemeinschaft zu fördern, die dann ihrerseits wieder für die einzelnen Staaten von größtem Nutzen und Wert sein würden. So fanden dann 1896 die ersten Olympischen Spiele in Athen statt, die, von klassischem Geiste durchweht, einen vollen Erfolg brachten. Die nächsten Spiele 1900 in Paris, 1904 in St. Louis, 1908 in London litten mehr oder weniger an Hemmungen verschiedener Art, und erst die Spiele 1912 in Stockholm, an denen zum ersten Male auch Deutschland mit 226 Kämpfern teilnahm, zeigten wieder ein Bild erstklassiger Kämpfe. Die Durchführung der Spiele 1916 war Deutschland übertragen worden, und die Vorbereitungen dazu ließen auf einen glanzvollen Verlauf schließen, besonders als im Juni 1913 das Stadion in Berlin, die Kampfstätte für die Spiele, fertiggestellt war. Da kam der Krieg, und durch ihn wurde Deutschland auch in dieser Beziehung aus dem internationalen Verkehr ausgeschaltet, so daß die Olympischen Spiele 1920 in Antwerpen ohne Deutschland abgehalten wurden, und auch bei den nächsten internationalen Spielen 1924 in Paris will Frankreich Deutschland ebenfalls ausgeschlossen wissen.

Unter dieser veränderten politischen Lage ist es daher verständlich, daß der schon früher öfter geäußerte Gedanke, reindeutsche Kampfspiele zu veranstalten, immer mehr an Boden gewann. Die nächste Folge war die, daß der Deutsche Reichsausschuß für Olympische Spiele mit dem Namen auch sein Programm änderte: 1919 wurde der „Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen“ gegründet, der als einen seiner Hauptpunkte die Veranstaltung vaterländischer Kampfspiele aufstellte.

Die ersten Deutschen Kampfspiele fanden vom 17. Juni bis 2. Juli d. J. in Berlin statt, sie sollen alle vier Jahre wiederkehren und Zeugnis dafür ablegen, wie der Betrieb der Leibesübungen allmählich Volkssitte geworden ist und daß auch sie geeignet sind, unser Volk wieder körperlich und sittlich gesund und stark zu machen.

Gewaltig groß, wie die ganze Veranstaltung an sich, waren auch die Vorbereitungen, die zu treffen waren, um die verschiedenartigen Wettkämpfe der großen Turn- und Sportverbände durchzuführen, die künstlerischen Darbietungen, Sitzungen, Tagungen, Vergnügungen und sonstigen Veranstaltungen einzuordnen und was sonst noch alles dazu gehört, um die vielen Teilnehmer auf



Begrüßungsansprache von Staatssekretär a. D. Erzellenz Dr. Le w a l d

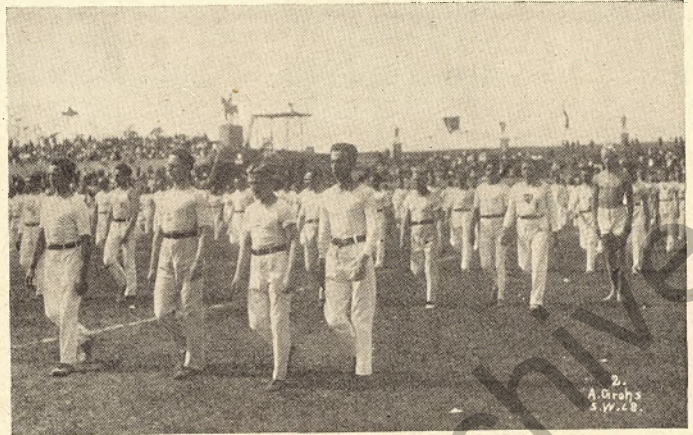
ihre Kosten kommen zu lassen, waren doch für die Wettkämpfe allein weit über 10 000 Meldungen eingelaufen.

Den Auftakt zu den Kampfspielen bildete die Winter-sportwoche, die vom 21. bis 29. Januar unter großer Beteiligung der Jünger des Wintersports in Garmisch-Partenkirchen abgehalten wurde. Diese Orte paßten ganz besonders für die winterlichen Wettkämpfe, da sie den Teilnehmern neben der Schönheit der bayerischen Bergwelt alle Vorzüge geeigneter und sorgfältig gepflegter Sportstätten bieten konnten. Hier kamen die Kämpfe im Eislauf, Skilaut, Eishockey, Eisschießen, Bobleigh- und Rodelrennen zur Austragung und boten ein schönes Bild von dem hohen Stande, den der Wintersport heute in Deutschland hat.

Der Hauptteil der Kampfspiele wurde in den beiden Wochen vom 18. Juni bis 2. Juli in Berlin erledigt, und hier traf alles zusammen, was mit Leibesübungen nur irgendwie im Zusammenhang steht.

Um den zu den Kampfspielen Herbeieeilten auch einen Einblick zu gewähren in alles, was zu den Leibesübungen und Sport gehört, veranstaltete der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen zusammen mit dem Reichsverband für Zucht und Prüfung des deutschen Halbbblutes vom 15. Juni bis 3. Juli die Deutsche Sportausstellung. In 15 Abteilungen waren hier durch die Leibesübungen treibenden Verbände und die Sportindustrie die verschiedenartigsten Gegenstände in der großen Automobilhalle am Kaiserdamm in Berlin ausgestellt und legten ein herrliches Zeugnis von deutschem Schaffungsdrange und deutscher Tatkraft ab. Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Abhandlung auch nur annähernd ein Bild der Sportausstellung zu zeichnen, aber beim Besuch mußte man zu dem Schlusse kommen, daß tatsächlich kein Gebiet, das irgendwelche Berührungspunkte mit Turnen und Sport hat, diese Gelegenheit hat vorübergehen lassen, seine Erzeugnisse, Pläne und Gedanken dem Publikum vorzuführen.

Und nun zu den turnerischen und sportlichen Veranstaltungen. Auch hier muß ich es mir versagen, Einzelheiten zu bringen, haben doch darüber die Tageszeitungen ausführlich berichtet, nur die Höhepunkte der ganzen Veranstaltung sollen kurz gekennzeichnet sein. Die erste Woche brachte die Kämpfe in Fußball, Rugby, Hockey, Tennis, Golf, Rudern, Reiten, Rennen und Segeln. Der 25. Juni (Sonntag) ist als der Haupttag der Kampfspiele zu bezeichnen, da mit dem feierlichen Einzug aller Teilnehmer in das Stadion das Fest seinen Höhepunkt erreichte. Das herrlichste Wetter war diesem Tag beschieden, und gegen 30 000 Zuschauer waren zu-



Der Einzug der Turner

gegen, als sich aus dem Aufmarschplatz hinter der Schwimmtribüne des Stadions ein endloser Strom deutscher Männer und Frauen mit ihren Bannern und Abzeichen ihres Sportes ergoß, um nach einem feierlichen Umzug um das Stadion im Innenraum Aufstellung zu nehmen. Großer Jubel scholl den einzelnen Gruppen entgegen, der sich noch verstärkte, wenn die Angehörigen aus Deutsch-Österreich, Deutsch-Böhmen, Memelland, Danzig, Oberschlesien und den besetzten deutschen Gebieten vorbeizogen, ein Beweis dafür, daß die, welche das Gebot der Entente von uns äußerlich getrennt hat, doch als die Anrigen im Herzen betrachtet werden.

Nach der Aufstellung aller Teilnehmer hielt der Vorsitzende des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen, Staatssekretär a. D. Dr. Lewald, mit überallhin vernehmbarer Stimme seine Begrüßungsansprache. Er führte aus, daß die Deutschen Kampfspiele, anknüpfend an die Olympischen Spiele der Griechen, das erfüllen wollen, was die größten Erzieher aller Zeiten über die Einheit von Körper und Geist gelehrt haben. Die Deutschen Kampfspiele verwirklichen das Ideal einer neuen Zeit und wenden sich an alle Schichten, alle Klassen und alle Stände, sie sind eine soziale Tat, sind eine deutsche Volksache. Er schloß mit den Worten, die überall starken Beifall auslösten: „Deutsche Kampfspiele! Möget Ihr fortwirken von vier zu vier Jahren, ein Wahrzeichen deutscher Volkskraft, ein Ausdruck deutschen Volkstums, eine immer sich fortsetzende Kette, verschlungen in eine schönere deutsche Zukunft!“

Im Anschluß daran brachte der Berliner Rinderchor das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ wundervoll zum Vortrag, und als dann der Redner ein Hoch auf das deutsche Vaterland ausbrachte, wurde von der Masse spontan das Lied der Deutschen: „Deutschland über alles!“ angestimmt.

Nun begann nach dem Abmarsch der übrigen Verbände der Reigen der turnerischen Vorführungen, die mit Freiübungen von 4000 Turnern und Turnerinnen eingeleitet wurden und großen Beifall fanden.

Die zweite Woche war dem Turnen, der Leichtathletik, Kraftsport, Schwimmen, Radfahren, Fechten, Schießen, Boxen usw. gewidmet, wobei durch die glänzenden Leistungen manch bestehender Rekord gedrückt wurde. Auch der Schlußtag am 2. Juli erfreute sich bei herrlichem Wetter wieder des besten Besuches. Auf vielen Gebieten kamen die spannenden Schlußkämpfe zum Austrag, und nun erfolgte unter großem Jubel die Bekanntgabe der Sieger.

Die ersten Deutschen Kampfspiele liegen hinter uns.



Die Fechter im Festzuge

Mag auch alles nicht so vonstatten gegangen sein, wie es vielleicht gewünscht wurde, es sind eben die ersten Spiele gewesen; für die Deutschen Kampfspiele 1926 werden aus diesen die Lehren gezogen werden. Immerhin muß man sagen, daß sie eine große Tat gewesen sind, die möglich geworden ist dadurch, daß alle Verbände, soweit sie dem Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen angeschlossen sind, sich in den Dienst der

Sache gestellt haben: die weitesten Kreise des Volkes darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß es heute mehr wie je Pflicht ist, Leibesübungen zu treiben, und daß die deutsche Jugend das Recht hat zu verlangen, daß der körperlichen Erziehung dieselbe Bedeutung zuzumessen ist wie der geistigen, wenn sie gesund, kräftig und stark werden soll, und daß „es für das Vaterland ist, wenn wir zu spielen scheinen!“

Sport im Bezirk.

Die Eröffnung der Deutschen Kampfspiele 1922 und die Beteiligung des rhein.-westf. Industriegebiets. In Anwesenheit einer riesigen Zuschauermenge wurde am Sonntag, den 25. Juni, die Hauptwoche der Deutschen Kampfspiele eingeleitet. Das große Feld der Arena, das mit Fahnen und Wimpeln ausgeschmückt war, gab ein farbenwechselndes Bild ab, als die fünftausend Teilnehmer zum Festzuge aufmarschierten. Alle deutschen Verbände waren vertreten, man konnte den Oberschlesier mit dem Bayern und Sachsen in gemütlichem Plauderton zusammenstehen sehen. Nach der Einteilung der Teilnehmer hielt Excellenz Dr. Lewald die Begrüßungsrede, worin er u. a. an die Olympischen Spiele der Griechen, der größten Erzieher aller Zeiten, an die Einheit von Körper und Geist erinnerte. Die Kampfspiele verwirklichen das Ideal einer neuen Zeit und wenden sich an alle Klassen und alle Stände, sie sind eine soziale Tat. Deutsches Turnen und deutscher Sport sollen als gleichwertige Mitglieder in die Gemeinschaft der Körperertüchtigung der ganzen Welt eingeführt werden. Mit dem Dank an alle Teilnehmer beendete Excellenz Dr. Lewald seine mit großem Beifall aufgenommenen Worte. Im Anschluß daran führten etwa 4000 Turner der Deutschen Turnerschaft eine Reihe von Freiübungen vor, die in ihrer Ausführung einen neuen Beweis von dem hohen Stand der deutschen Turnerei lieferten. Außer den turnerischen Vorführungen wurde noch um die deutsche Handballmeisterschaft gekämpft. Turn- und Rasensportverein Union 1880 Düsseldorf kämpfte tapfer und mit aller Energie gegen seinen überlegenen Gegner, den Altmeister 1860 Spandau, um den Meistertitel. Düsseldorf unterlag seinem spielstarken Gegner.

Aus dem rheinisch-westfälischen Gebiete kehrten als Sieger nach Hause:

Aus Gelsenkirchen: Dreikampf der Turnerinnen: Erna Krämer, 49 Punkte; Hertha Hobel, 48 P.; Lilly Krämer, 44 P.; — Neunkampf der Turnerinnen: Erna Krämer (alle vom Turnverein Neckendorf); — Fünfkampf der Turner: Georg Pfeiffer, 86 P.; Fritz Melang, 72 P.; Gerhard Knappert, 71 P.; Emil Höder, 69 P. (alle vom Turnverein in Neckendorf); — Alois Menig, 73 P. (vom L.- u. Spielv. Gelsenkirchen 74/96); Wilh. Klaas, 70 P. (vom L.- u. Spielv. Schalke 1877).

Auch die Dortmunder und Bochumer Turner waren außerordentlich erfolgreich. So errangen die Dortmunder folgende Siege im Zwölkampf: 6. Joh. Baptist Felsing, L.-V. Eintracht, 204 P.; 8. Hans Losch, L.-V. Eintracht, 200 P.; 16. August Braun, L.-V. Eintracht, 189 P.; — im Fünfkampf vom L.-V. Eintracht: 5. Fritz Hohendahl, 112 P.; Losch, 100 P.; Himmelmann, 91 P.; ferner Wittenberg, Braun, Tappe, Münster, Borsdorf, Behler, Paschvogel und Junker. Von den Turnerinnen der Eintracht siegten Fräul. Regener, Lipp und Reimer im Neunkampf und Fräul. Sanß und

Behler im Dreikampf. Außerdem errang der Jugendturner Fr. W. Regener den 1. Kranz im Neunkampf. — Vierkampf am Reck: 1. Felsing, L.-V. Eintracht, 76 P.; — Vierkampf am Barren: 3. Felsing, L.-V. Eintracht, 73 P.; — Vierkampf am Pferd: 2. Felsing, L.-V. Eintracht, 71 P.; 7. Losch, L.-V. Eintracht, 64 P.

Turnverein Jahn-Dortmund, Fünfkampf: 8. Mönig, 107 P.; Fastnacht, 79 P.; Welling, 71 P.; Winniarz, 68 P.; Schäfer, 67 P.; — Dortmunder Turngemeinde: Zwölkampf: Bittmann, 165 P.; Schulz, 163 P.; Supe, 160 P.; — Fünfkampf: Brinkmann, 88 P.; Strehlau, 86 P.; Groth, 85 P.; Bittmann, 80 P.; Supe, 78 P.; Taras, 76 P.; Müller, 76 P.; Schütz, 69 P.; — Dreikampf der Turnerinnen: Fräul. Bömeke, 45 P. — Vom Sportverein Alemannia-Dortmund wurde Alt im 1500-m-Lauf der Jugend 2. Sieger. Nußbaum vom gleichen Verein beteiligte sich an dem Marathonlauf, der über eine Strecke von 42,2 km führt, und ging als 6. Sieger durchs Ziel.

Die Bochumer Turner stellten folgende Sieger: Zwölkampf: 10. Wilh. Pläkel, Turngemeinde, 196 P. Dieser war auch 2. Sieger im Vierkampf am Reck mit 75 und 2. Sieger im Vierkampf am Barren mit 75 P. Ferner siegte im Zwölkampf Hans Lodwig vom L.-V. Eintracht-Bochum. Turnerinnen: M. Schleicher, Siegerin im Neun- und im Dreikampf. — Fünfkampf: W. Fischer, Turnvereinigung Bochum, 78 P.

11. Bezirksturnfest des 1. Bezirks des Ruhr-Turngaues. Das Bezirksturnfest war mit der 30jährigen Jubelfeier des Turnklubs Kray verbunden. Am Vorabend fand eine Begrüßungsfeier statt, während welcher der Bürgermeister von Kray, Herr Kohlen, und der Bezirksvertreter Rektor Urselmann, Horst-Emscher, Ansprachen hielten. Letzterer überreichte dem Vorsitzenden des Turnklubs Kray, Herrn Wagener, der über 25 Jahre als Vorsitzender tätig ist, den ihm verliehenen Ehrenbrief der Deutschen Turnerschaft und ferner dem Ehrenturnwart von Kray, Herrn Picken, den Ehrenbrief des Ruhr-Turngaues. Herr Bürgermeister Kohlen sprach dem Turnklub Kray den Dank und die Anerkennung der Gemeinde für die von ihm seither geleistete wertvolle Arbeit zur körperlichen und geistigen Erziehung unseres Volkes aus. In ihrem weiteren Verlauf wurde die Feier verschönt durch Gesangsvorträge der Gesangsabteilung und durch wohlgelungene turnerische Vorführungen des Turnklubs Kray.

Am Sonntagvormittag begann nach vorausgegangener Kampfrichtersitzung auf dem großen Spielplatz an der Krayer Jugendhalle das Wettturnen im Zwölkampf, und zwar zunächst der Turnhüler in zwei Altersstufen und der Jugendturner-Unterstufe. Es waren zu turnen je eine Pflicht- und eine Kürübung am Reck, je zwei Pflichtübungen und eine Kürübung am Barren und Pferd, eine Pflichtfreiübung und außerdem Schlagballweitwerfen, Weit- bzw. Hochspringen und Laufen

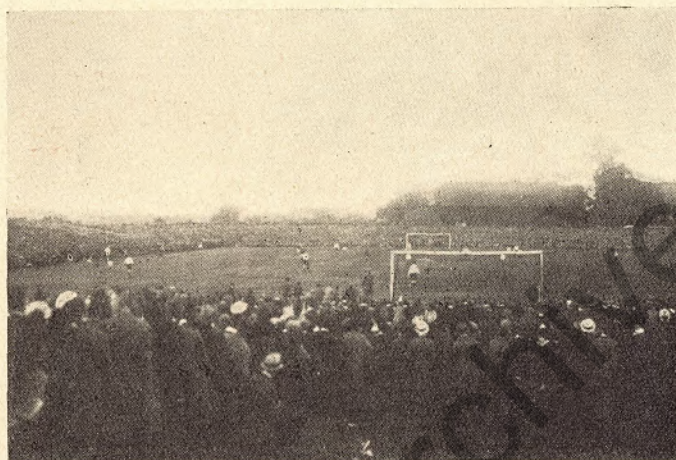
über 50 bzw. 100 m. Nach der Mittagspause bewegte sich ein stattlicher Festzug durch den Ort, worauf die turnerische Tätigkeit wieder mit dem Zwölfkampf für Turner in zwei Abteilungen (Pflicht- und Kürübungen wie oben, außerdem Hochsprung über die Latte, Kugelf stoßen $7\frac{1}{4}$ kg aus dem Kreis und Laufen über 100 m), sowie mit dem Zwölfkampf für die Jugendturner-Oberstufe (Geräteübungen wie oben, dann Weitspringen, Kugelf stoßen und Laufen über 100 m) begann. Die Turnerinnen trugen währenddessen einen Dreikampf in drei Abteilungen aus, dann folgten die allgemeinen Freiübungen, die von etwa 200 Teilnehmern gut ausgeführt wurden, Sonderwettkämpfe und Staffelläufe. Zu den Mehrkämpfen der Turnerinnen, Turnschüler, Jugendturner und Männerturner traten insgesamt 259 an, von denen 168 den Siegeskranz errangen. Gegen Abend nahm der Bezirksvertreter Rektor Urselmann die Kranzverteilung vor. Die Sieger aus Gelsenkirchen der I. und II. Abteilung sind:

Turner, I. Abteilung: 3. Aug. Welter, 182 P.; 8. Art. Dittrich, 166 P., beide vom T.-V. Ueckendorf; 5. Heinr. Kersting, 171 P.; 6. Otto Rühler, 170 P., beide vom Gelsenkirchener T.- u. Spv. 74/96. — Turner, II. Abteilung: 1. Joh. Golz, 169 P.; 2. H. Marmulla, 168 P.; 5. Franz Schulte, 162 P.; 6. Heinr. Spittka, 159 P.; 9. Karl Scharf, 155 P.; 13. Heinr. Dynhausen, 150 P., alle vom T.-V. Ueckendorf; 2. Max Gluth, 168 P.; 2. Wilh. Brinkmann, 168 P., beide vom T.- u. Spv. Schalke; 4. Fritz Breyer, 165 P.; 10. Jos. Ekerling, 153 P.; Gottl. Jung, 152 P., alle vom Turnklub Bismarck; 8. Julius Rorte, 157 P., vom Gelsenkirchener T.- u. Spv. 74/96; 12. Karl Nisch, 151 P.; 14. Fritz Stramm, 145 P., beide vom T.- u. Spv. Gelsenkirchen III.

In den Sonderwettkämpfen siegten: Stabhochsprung: 1. Bernot, T.-V. Ueckendorf, R. Höpfner, T.- u. Spv. Gelsenkirchen 74/96 und W. Brinkmann, T.- u. Spv. Schalke je 3 m. Höher reichten die Ständer nicht. Weibrock vom T.- u. Spv. Gelsenkirchen 74/96 sprang außer Wettbewerb ebenfalls 3 m. — Steinstoßen 15 kg: 1. G. Pfeiffer, T.-V. Ueckendorf, 7,50 m.; 2. Karl Kaufmann, T.- u. Spv. Gelsenkirchen 74/96, 7,30 m.; 3. G. Berndt, T.-V. Ueckendorf, 6,90 m. — 1000-m-Lauf: 1. Fr. Evinghaus, T.-V. Raternberg, 2 Min. $54\frac{1}{5}$ Sek.; 2. Werner Kränzlin, T.- u. Spv. Gelsenkirchen 74/96, 2 Min. 56 Sek.; 3. Friedr. Friedel, T.-V. Raternberg, 2 Min. $58\frac{2}{5}$ Sek.



Stürmische Begrüßung der ankommenden deutschen Mannschaft
Deutschland-Ungarn



Länderspiel Deutschland-Ungarn

Dreisprung der Jugendturner-Oberstufe: 1. Otto Krause, T.- u. Spv. Gelsenkirchen 74/96, 10,80 m; 2. Werner Puller, T.-V. Raternberg, 10,70 m; 3. H. Krufft, T.-V. Ueckendorf, 10,30 m. — Staffelläufe: 4 = 100 m, Turnschüler: 1. T.- u. Spv. Gelsenkirchen 74/96, $63\frac{3}{5}$ Sek.; 2. T.- u. Spv. Schalke, $64\frac{1}{5}$ Sek.; 3. T.-V. Ueckendorf, 65 Sek.; — Jugendturner-Unterstufe: T.-u. Spv. Gelsenkirchen 74/96, 58 Sek.; 2. T.-V. Ueckendorf, $59\frac{1}{5}$ Sek.; 3. T.- u. Spv. Schalke, $61\frac{1}{5}$ Sek.; — Jugend-Oberstufe: 1. T.- u. Spv. Gelsenkirchen, $51\frac{1}{5}$ Sek.; 2. T.-V. Ueckendorf, 53 Sek.; 3. T.-V. Raternberg, 57 Sek.; — Turner: 1. T.- u. Spv. Gelsenkirchen 74/96, $48\frac{1}{5}$ Sek.; 2. T.-V. Ueckendorf, $50\frac{3}{5}$ Sek.; 3. T.-V. Raternberg, $50\frac{1}{5}$ Sek.; — Turnerinnen: 1. T.- u. Spv. Gelsenkirchen 74/96, $61\frac{3}{5}$ Sek.; 2. T.-V. Raternberg, 64 Sek.; 3. T.- u. Spv. Schalke, $67\frac{3}{5}$ Sek.

Insgesamt kamen nach Gelsenkirchen folgende Siege: Turnklub Bismarck 12, Turn- und Sportverein Gelsenkirchen III 14, Turn- und Sportverein Schalke 20, Turn- und Spielverein Gelsenkirchen 74/96 27, Turnverein Ueckendorf 42, nach Kray (Turnklub) 26.

Kreis 8a (Westfalen und Lippe).¹ Die Bestandeserhebung des Turnkreises 8a, Westfalen und Lippe, dem auch die Turnvereine des Landkreises Gelsenkirchen angehören, gibt über seine turnerische Tätigkeit im Jahre 1921 folgende nicht nur interessante, sondern auch sehr bedeutungsvolle Zahlen: Geturnt wurde von den Knaben unter 14 Jahren in 15 756 Turnzeiten mit 308 940 Teilnehmern, von den Mädchen unter 14 Jahren in 2889 Zeiten mit 74 611 Teilnehmerinnen, von den Turnern in 48 866 Zeiten mit 1 166 534 Teilnehmern und von den Turnerinnen in 11 157 Zeiten mit 182 282 Teilnehmerinnen. Außerdem wurden von den Turnern in 12 556 und von den Turnerinnen in 2485 Zeiten mit 260 404 Teilnehmern bzw. 33 617 Teilnehmerinnen volkstümliche Übungen und in 2904 Spielzeiten von den Knaben, 511 Spielzeiten von den Mädchen, 12 401 Spielzeiten von den Turnern und 2225 Zeiten von den Turnerinnen Spiele betrieben. Insgesamt ergeben sich für Westfalen und Lippe 111 750 Übungszeiten mit 2 026 382 Besuchern. Auf den Emscher-Ruhrgau entfielen davon 9026 Zeiten mit 134 236 Besuchern. Der Kreis zählt 10 Gaue.

Deutschland-Ungarn. Am Sonntag, den 2. Juli, versammelten sich auf dem Fußballplatz des Vereins Bochum 48 etwa 40 000 Menschen, um den Ausgang des Ländertreffens Deutschland gegen Ungarn zu sehen. Je näher die Zeit des Spielbeginns heranrückte, desto größer wurde die Spannung der Zuschauer. Da endlich betraten die Ungarn den Rasen, begrüßt durch stürmischen Beifall, der sich bei Erscheinen der Deutschen zum Orkan steigerte. Auf beiden Seiten sah man Ersahleute. Bei der ersten Halbzeit hat Ungarn das Glück, mit dem Winde spielen zu können. Deutschland hat Anstoß und bringt den Ball bis zur gegnerischen Verteidigung, hier stellt sich den Deutschen eine Mauer entgegen. Ungarn hat des Pudels Kern bald erfaßt, und im genauen Paßspiel wird das deutsche Tor heftig belagert, wo aber Lohrmann demerberus gleich alle Schüsse abwehrt. Die Deutschen sind offensichtlich vom Pech verfolgt, denn Jäger hat verschiedene Male Torchancen, doch der Unglücksstern will es, daß der Ball ins Aus geht. Mit 0 : 0 geht's in die Halbzeit. Nach Halbzeit spielt Deutschland mit dem Wind, und kurz nach Beginn glaubte man an die Entscheidung, denn Träg (Nürnberg) bringt den Ball mit äußerster Geschwindigkeit bis auf 3 Meter vor's feindliche Tor. Aber der ganzen Menge liegt eine Ruhe der Spannung, doch Träg schießt dem Hüter das Leder in die Hand. Eine sichere Torgelegenheit ist verscherzt. Bis Schluß wechseln die Angriffe auf beiden Seiten, ohne aber zu einer Entscheidung zu führen. Mit Unentschieden (0 : 0) machte der umsichtige Schiedsrichter Betschury (Wien) dem interessanten Kampf ein Ende.

Die tägliche Turnstunde auf dem Philologentag. Der Deutsche Philologenverband hielt seine Vorstandssitzung ab, bei der Oberrealschuldirektor Dr. Neuendorff,

Mülheim-Ruhr, die Vertretung des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen übernommen hatte. Die Vorstandssitzung hat folgende, die Leibesübungen betreffende Beschlüsse gefaßt: Zu 5. I. Der Vorstand billigt die Leitsätze des Preussischen Ausschusses für Leibesübungen und beauftragt den G.-A., im Sinne derselben zu wirken (Antrag Behrend). II. Mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand unserer Jugend ist heute mehr als je Berücksichtigung der Leibesübungen notwendig. Der Deutsche Philologenverband würde es daher begrüßen, wenn versuchsweise an einzelnen höheren Schulen täglich eine Stunde für körperliche Ertüchtigung vorgesehen würde (Antrag Behrend-Neuendorff). III. Der Turnunterricht an den höheren Schulen soll nur von an der Anstalt selbst angestellten Turnlehrern erteilt werden. Philologen mit Lehrbefähigung im Turnen muß Gelegenheit gegeben werden, im Rahmen ihrer Pflichtstundenzahl Turnunterricht zu erteilen (Antrag Ismer). IV. Der Deutsche Philologenverband hält es zur allgemeinen Durchführung des Spielnachmittags für unbedingt notwendig, daß für seine Leitung mindestens zwei Stunden auf die Pflichtstundenzahl angerechnet werden (Antrag Neuendorff-Behrend). V. Für Durchführung der Ganzwandertage ist Voraussetzung, daß den beteiligten Lehrern Entschädigung gemäß dem Reisekostengesetz gewährt und die Frage der Haftpflicht- und Unfallversicherung in zufriedenstellender Weise geregelt wird. Der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die Reichsregierung und die Landesregierungen dem Wunsche des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen, der Reichsschulkonferenz und nun auch des Deutschen Philologenverbandes folgend die Einführung der täglichen Turnstunde in die Wege leiten.

Rätsel.

Auflösung der Rätsel in Heft 3.

Rebus:

Wer Arges tut, haßt das Licht.

Rätselsprung:

Karlsbad.

Hier im waldbewachsenen Tale,
Das so mancher Fremde segnet,
Weil mit heilsam heißer Schale
Die Genesung ihm begegnet
Und ihm frisches Leben schafft,
Muß in tiefen Felsenschlünden
Feuer sich mit Wasser binden,
Küsten siedend sich entwinden;
Neue Kräfte wirkt die Kraft. (Goethe 1810.)

Skataufgabe:

Hinterhand hat folgende Karten, auf welche sie paßt:



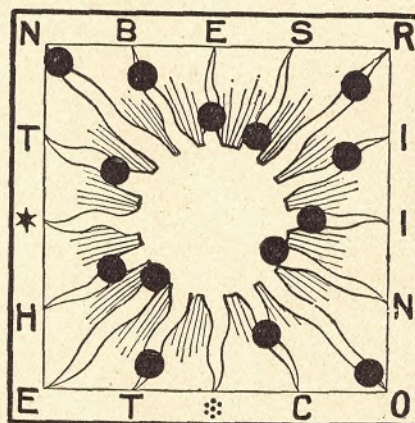
Kreuz-Dame As Behn Witte Dame Sieben



As Behn Herzen-Dame Acht Karo-Acht

Im Skat liegen Kreuz- und Karo-As.
Das Spiel ergibt sich aus der Kartenverteilung von selbst.

Problem. Sonnenrätsel.



Schlau.

„Sie haben die Herren im Garten öffentlich eine Schiebersgesellschaft genannt; wissen Sie auch, daß die Sie darauf hin verklagen können?“

„Können Sie nicht, Sie bilden ja zusammen einen Reglerverein.“

Alpenport.

„Ist ja sehr schön hier, Robert, aber wenn man die Aufnahmen im Kino gesehen hat, ist man doch ein bißchen enttäuscht!“

Büchermarkt.

Was muß eine Mutter von den Zähnen ihres Kindes wissen? Was muß ein jeder von seinen eigenen Zähnen wissen? Von Prof. Dr. Jessen, Basel. Herausgegeben vom Gesundheitsamt und Erziehungsdepartement des Kanton Basel-Stadt 1922. Preis 4 Mk. (Mit 12 Abb.) — In Deutschland zu erhalten durch Vermittelung des „Deutschen Zentralkomitees für Zahnpflege in den Schulen“ (Berlin W, Kurfürstenstraße 101).

Der bekannte Begründer der ersten deutschen Schulzahnklinik und Pionier der internationalen Schulzahnpflege überhaupt hat nach seiner Übersiedelung aus Strassburg i. Els. nach Basel eine kurzgefaßte, allgemeinverständliche Broschüre obigen Titels geschrieben. Für Deutschland hat das Deutsche Zentralkomitee für Zahnpflege in den Schulen den Vertrieb übernommen, nachdem allein Basel-Stadt etwa 50 000 Exemplare an Schulen und Kliniken, Krankenhäuser und Erziehungsanstalten verteilt hat. Das Schriftchen ruft mit Recht die einsichtige Mithilfe aller Eltern an und derer, die mit Kindern und deren hygienischer Auffassung zu tun haben nach dem bekannten Grundsatz: „Wer die Jugend hat, hat auch das Volk.“ Die von den Vorklämern leider vielfach noch immer vererbte gedankenlose Gleichgültigkeit gegenüber frühzeitiger und geregelter Zahn- und Mundpflege ist gerade heute um so wichtiger, als Gesundheit und Arbeitskraft des einzelnen fast das einzige uns verbliebene Gut darstellt. Jessen versteht es nun meisterhaft, auf Grund langjähriger, praktischer, klinischer Erfahrung mit wenigen klaren Strichen die Zahnkaries als Volksseuche vom sozialhygienischen und volkswirtschaftlichen Standpunkt aus zu charakterisieren, betont unermüdlich die Notwendigkeit, das Übel durch frühzeitige und planvolle Prophylaxe an der Wurzel zu fassen, weist z. B. die Mütter hin auf die leider noch viel zu sehr übersehenen Schäden durch Daumenlutschen und Schnullergebrauch der Säuglinge mit seinen Folgen für das bleibende Gebiß und zeigt die Gründe gegen das immer noch nicht ganz verschwindende Ammenmärchen der Zahnungskrankheiten. Das erste Kindesalter soll z. B. frühzeitig gurgeln lernen und eine peinliche Mundpflege in gesunden Tagen anerkennen erhalten, um dieselbe in kranken Tagen besonders peinlich fortzuführen — man denke z. B. nur an die Diphtherie. Der Schaden der „Familienzahnbürste“ kann nicht oft genug betont werden im unermüdlichen Kampfe gegen die falsche Auffassung im Volke: „ich habe noch keine Zahnschmerzen, also auch noch gesunde Zähne, und brauche mich deshalb noch nicht behandeln zu lassen“. Wer die schulärztlichen und schulzahnärztlichen Befunde vor der verdienstvollen Gründung von Schulzahnkliniken mit denen vergleicht bei Kindern, die jahrelang durch gutgeleitete Schulzahnkliniken aufgeklärt, erzogen und behandelt sind, dem muß die dringende Notwendigkeit der Einrichtung und vor allem der große sozialhygienische Fortschritt klar werden, den Jessens Lebenswerk seit 1902 nicht allein in Deutschland, sondern in der gesamten zivilisierten Welt überhaupt gemacht hat. Und wenn dann diese Notwendigkeit für die Zukunft unseres Volkes durch so leicht faßliche Schriftchen mit so klaren Bildern anschaulich gemacht wird wie in vorliegendem Falle, der wird den heute gewiß billigen Preis von 4 Mk. gern anlegen und das Büchlein für Elternhaus und Schule, Krankenhaus und Behörde angelegentlich zur Anschaffung empfehlen, wenigstens überall da, wo nicht schon örtlich bewährte, schulzahnärztliche Merkblätter vorhanden sind. Die Hilfe des um die Schulzahnpflege so verdienstvollen Deutschen Zentralkomitees kann deshalb nicht dankbar genug anerkannt werden.

Dr. med. Rehr, Düsseldorf.

Lauten-, Gitarren- und Mandolinemusik. Der Sommer, wenn die Wanderlust jung und alt ergreift, ist die Zeit, in der die Zupfgeigen in jeder Form in Tätigkeit treten. Es ist wirklich zu begrüßen, daß diese guten alten Instrumente wieder zu Ehren gekommen sind und daß viele junge Leute sich eifrig der Kunst, sie zu spielen, widmen. Welch schönes Bild ist das jetzt in der Großstadt häufiger Gesehene, daß junge Leute im strammen Schritt mit Mandolinbegleitung durch die volksbelebten Straßen ziehen. Der Musikalienverlag Adolf Rössler, Berlin O 35, hat eine große Anzahl von Liedersammlungen und sonstigen Kompositionen für Lauten, Gitarren und Mandolinen erscheinen lassen, die wir, zumal sie verhältnismäßig billig sind, allen Freunden dieser Instrumente dringend empfehlen können. Es finden sich darunter „Deutsche Volkslieder zur Gitarre“, „Liedersammlungen“, „Zwiegesänge“, „Schellen- und Bänkelsängerlieder“, ferner auch Schulen usw. Ein sehr hübsches Buch mit vielen Illustrationen ist eine Geschichte der Laute und ihrer Wiedergabe in der bildenden Kunst, verfaßt von Sommer. Der Verlag von Adolf Rössler, Berlin O 35, bietet daher jedem Interessenten für Zupfgeigen reichlich Gelegenheit zur Beschaffung guter Musikalien.

Erste Hilfe bei Unfällen und plötzlicher Lebensgefahr. Ein Leitfadens für jedermann. Von Sanitätsrat Dr. Loewe. Dresden 1922. Druck und Verlag von C. C. Meinhold & Söhne.

Das Buch ist aus der Praxis geschrieben und verfolgt den Zweck, in allgemein verständlicher Form jedermann in das Gebiet der ersten Hilfeleistung bei Unfällen und plötzlich eintretenden Erkrankungen bis zum Eintreffen des Arztes einzuführen und ihm im Notfall zweckdienliche Ratsschlüsse für die erforderlichen Maßnahmen zu erteilen. Die täglich in der Tagespresse wiederkehrenden Notizen über solche Fälle bestätigen nur zu oft, daß es Pflicht eines jeden sein muß, sich Kenntnisse in der ersten Hilfe anzueignen. In Gewerbebetrieben, besonders in denen mit maschinellen Einrichtungen, sind trotz der zur Sicherheit des Personals getroffenen Vorkehrungen Unfälle nicht selten. Und gerade da ist es vor allem erforderlich, daß Sachkundige für die Ausübung erster Hilfe vorhanden sind. Über die Verhaltensmaßregeln zu unterrichten, ist der Zweck des Buches.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 5 (II. Jahrg., August 1922): Ausstellung von Halbjahrs-Proberarbeiten der Lehrwerkstätten in der Werkhule und Industrieschule der G.-B.-M.-G., Abt. Schalke, Mai 1922. Mit Abb. u. Tabellen. S. 169 bis 172. — Der „Zukunftstaat“ in der Vergangenheit. Von stud. rer. pol. Steinbach. S. 172 bis 176. — Brief aus Santiago. Mit 7 Abb. S. 176 bis 180. — Sowjet-Rußland und die deutsche Industrie. Von Dr. H. M. Spliethoff. S. 180 u. 181. — Fehlerhafte Werkzeuge. Von Alf. Naud. Mit Abb. S. 182 bis 185. — Die Not lehrt — denken. S. 185 u. 186. — Soziale Berufe. Von Marg. Brammer. S. 186 bis 189. — Bilder: Sichtaufzüge; Schornsteine und Krangerüst. Phot. von Fritz Meiert. S. 186 u. 187. — Vorkrübling; Zeche Rheinelbe. Nach Gemälden von Erich v. Perfall. S. 188 u. 189. — Wie können wir unsern Kindern bei den Schularbeiten

helfen? Von Alf. Seydlich. S. 190 u. 191. — Die Blüchernichten. Roman von Hanns v. Bobeltitz. 4. Forts. S. 191 bis 195. — Sinnprüche. S. 193. — Die Große Düsseldorfer Kunstausstellung 1922. Von Dr. J. A. Rissenkötter. Mit 8 Bildern. S. 196 bis 199. — Vom ältesten Hammerwerk Deutschlands. Von Max Esch. Mit 3 Bildern. S. 199 bis 201. — Die Eröffnung der Feiner Festhalle. S. 201. — Neue Kunde von Fixsternen. S. 201. — Institut für Eiszeitforschung in Wien; Die Steedener Höhlen vor dem Abbruch; Schwere Hanomag-Lokomotiven; Ein Gemüthlicher; Bekanntmachung betr. Inhaltsverzeichnis 1921. S. 202. — Die Deutschen Kampfspiele. Von Turnrat Schüh. Mit 3 Bildern. S. 203 bis 205. — Sport im Bezirk. S. 205 bis 207. — Rätsel. S. 207. — Büchermarkt S. 208.

Der Auflage dieses Heftes für die Werke der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft liegt ein Verzeichnis ihrer Jubilare i. J. 1921 bei.

Rheinelbe-Union, Düsseldorf. — Verantwortlicher Herausgeber: Otto Reich-Balgheim, Düsseldorf. Verantwortlicher Schriftleiter für Sport: Paul Effinger, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union M. 12.— für Hefte mit Kunstdruckbeilage und ohne Umschlag; M. 36.— für Hefte mit Umschlag und Titelbild. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit Umschlag und Titelbild) von M. 72.—. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zusendungskosten hinzu.